



days. 777. (1)

Zeig

0-0

X

h

Let III^c
N. 43.



73

W. Langford

Z ü g e

zu einem Gemählde

des

Ruffischen Reichs

unter

der Regierung von Catharina II.

gesammelt

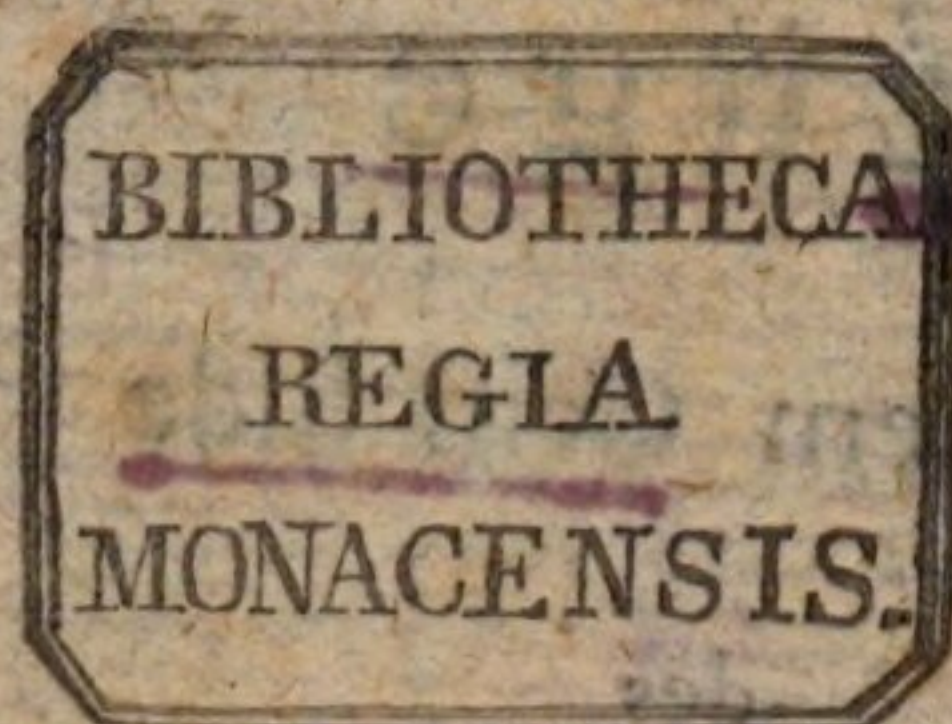
bey einem vieljährigen Aufenthalte in
demselben.

In vertrauten Briefen,

I.

C. F. W. A. Vater

1 7 9 8.



BIBLIOTHECA

REGIA

MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Wieder ein historisches Buch ohne Namen, sagt vielleicht mancher unwillig, indem er den Titel dieses Werkchens betrachtet; und wenn der Verfasser desselben auch noch so sehr versichern wollte, daß die Anonymität gar nicht in seinem Plane lag, als er seine Bemerkungen über Rußland bekannt zu machen beschloß, und daß er sie nicht nur

Anfangs, sondern auch nach der Einsicht in die Nothwendigkeit seinen Namen zu verschweigen, so aufsetzte, als ob dieser auf den Titel stehen würde: so ist doch sehr zu fürchten, daß eine solche Versicherung, weil sie ebenfalls namenlos ist, an sich keinen grossen Glauben finden dürfte. Diefs alles drückte mich nicht wenig, als die Anonymität durch Umstände nothwendig wurde, die ich nicht anführen kann, ohne gerade das zu verrathen was verschwiegen bleiben soll. — Allein nach reifer Ueberlegung finde ich das ganze Uebel, dem ich mich unterwerfen mußte, nicht von grosser Bedeutung. Warum wird denn gefordert, daß der Verfasser einer historischen Schrift sich nenne? — damit man sehe, ob

er die Wahrheit sagen konnte und wollte. Nun bezieht sich das Können im vorliegenden Falle darauf, daß ich mich in Rußland wirklich aufgehalten, und eine gesunde Beurtheilungskraft habe; beydes aber muß aus der Schrift selbst erhellen. Wenn in dieser nicht gefunden wird, daß ich Augenzeuge von vielen Thatfachen war, die ich anführe, und mit Vorsicht die Erzählungen anderer aufnahm; so würde auch mein Name nicht hinlängliche Beglaubigung enthalten. Die meisten Thatfachen, die ich anführe, sind nicht von der geheimen Art, die ganz besondere Verhältnisse mit den vornehmsten Personen des Staats voraussetzen. Ich habe mich solcher Erzählungen mit Fleiß fast gänzlich enthalten, ob ich

gleich nach Hörensagen die meisten Anekdoten hätte anführen können, wodurch man die Lebensbeschreibung der Kaiserin Catharina II. interessant zu machen sucht.

Was ferner den guten Willen betrifft, den die Wahrheit jeder historischen Schrift vorzüglich voraussetzt, so könnte zwar mein Name allerdings beytragen an Entfernung von Leidenschaft zu glauben. In meiner gegenwärtigen und vergangenen Lage ist nicht der geringste Grund zum Mistrauen; und ich schmeichle mir noch überdies, daß mein persönlicher Charakter mich bey denen, die mich kennen, vor einem solchen Mistrauen schützen würde. Allein auch in dieser Rücksicht glaube ich, daß die Erzäh-

lung selbst eine gewisse Wahrhaftigkeit ausdrückt, die wenigstens zum Theil die Stelle des Namens vertreten kann. Sollten übrigens gegen die angeführten Thatfachen Zweifel erregt werden, zu deren Hebung der Name dessen, der sie erzählt, etwas beytragen könnte, so werde ich ihn angeben, sollte er mich auch den Unannehmlichkeiten aussetzen, die ich jetzt von einer solchen Bekanntmachung fürchte. Doch genug von der Anonymität. Ich gehe zu einigen Bemerkungen über die Schrift selbst über.

Zuerst muß ich anmerken, daß die in den Briefen angegebenen Zeitbestimmungen von jetzt, vor kurzem u. f. w.

sich sämmtlich auf das Ende des Jahrs 94. beziehen, in den Noten hingegen eben diese Zeitbestimmungen auf die gewöhnliche Weise zu verstehen sind. Ich habe diese Briefe schon vor mehrern Jahren, als ich mich noch in Rußland befand, angefangen, und dieselben einige Zeit liegen lassen, theils weil andere Beschäftigung mich mehr anzogen, theils weil unterdessen manche reichhaltige Schrift über Rußland herauskam, welche entweder die meinige entbehrlich, oder eine starke Einschränkung des vorgesetzten Plans nothwendig machten. Aber eben jene Schriften bestärkten mich nachher in dem Entschlusse, meine Bemerkungen zum Theil bekannt zu machen. Ich sah, daß vieles zu sagen übrig

blieb, was nicht berührt oder falsch vorgestellt worden war. Ob nicht noch manches stehen geblieben ist, was, als bekannt, hätte wegbleiben können, muß ich dem Leser überlassen. Nur möge dieser bedenken, daß es keine leichte Sache ist, alles nach dem Masse von Kenntnissen zuzuschneiden, die jeder schon hat, und daß gewisse Dinge theils an sich, theils um der Zusammenstellung willen, eine Wiederholung verdienen. Ueberdies habe ich so viele Misbräuche und Fehler der Menschen, so wie der Verfassung gerügt, daß ich mich nicht entbrechen konnte, auch das Gute, das schon bekannt ist, mit zu berühren, um nicht als Advocate des Teufels zu erscheinen. Dem Verdachte einer

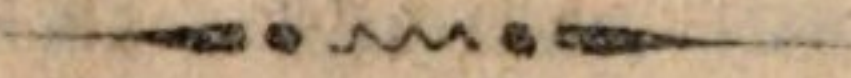
so übeln Rolle zu entgehen, erkläre ich auch noch ausdrücklich, daß ich auf der andern Seite bloß deswegen vieles Gute weggelassen, oder nur obenhin berührt habe, weil ich mich nicht bey schon bekannten Dingen aufhalten wollte.

Ich habe nicht nur manche herrschende Meinung überhaupt, sondern auch mehrere Stellen rühmlich bekannter Schriften zu berichtigen gesucht. Sollte man auch mir Unrichtigkeiten vorwerfen, wie das wohl möglich ist, so werde ich gerechten Tadel willig anerkennen und ungerechten zu beantworten wissen. Die Wahrheit muß auf alle Fälle bey jeder Rüge gewinnen, und Wahrheit ist mein erstes Ziel gewesen.

Daher habe ich meistens das, was ich selbst sah oder von glaubwürdigen Männern erfuhr, von der bloßen Sage sorgfältig unterschieden. Indessen macht die Wahrheit allein eine Schrift nicht interessant; und ob dieß die gegenwärtige ist, wage ich so wenig zu bestimmen, daß ich die Fortsetzung derselben von dem Urtheile der Recensenten und des Publicums abhängen lasse. An gesammelten und zum Theil schon geordneten Materialien zu einem zweyten Bändchen fehlt es nicht.

Den 13. April 1798.

Der Verfasser.



Nothwendige Verbesserungen.

- Seite 25. Zeile 1. lies wenn, statt wann.
- 56. - 6. von unten, lies bereit ist, st. be-
reit, ist.
- 89. - 6. 1. aufz uhelfe n, st. abzu helfen.
- 113. - 4. 1. Prewos - choditelstwa, st. Pre-
wosgotitelstwa.
- 146. - II. fehlt nach konnte : er.
- 182. - 1. v. u. 1. werden, st. werde.
- 213. - 7. 1. länger ungenutzt, st. länger,
ungenutzt.

Inhaltsanzeige.

I. Brief. Ueber die Gefahr der Freymüthigkeit im Reden und Schreiben. Misbräuche bey der Post im Erbrechen der Briefe. Bemerkungen über die Einrichtung des Postwesens. Ungerechtigkeiten in den Forderungen der Reisenden und der Posthalter. Bemerkungen über das Briefporto.

S. I-48

II. Brief. Geldmasse in Silber, Kupfer und Banknoten, Geldmangel. Einfluss desselben auf das Verkehr und besonders den Zinsfuß. Reichthum des Staats, mitten in der Armuth, S. 49-80

III. Brief. Nachtheiliger Wechselkurs. Ursachen desselben. Zweifel über die gewöhnlichen Angaben der Handelsbilanz. Nachtheile der Einführung der Banknoten. Vorübergehender Mangel an Kupfergeld. Mittel den Wechselkurs zu heben. S. 81-105

IV. Brief. Bemerkungen über die wirkliche und mögliche Grösse der Armee. Mühseligkeiten des gemeinen Soldaten. Vortheile der Lage desselben in Vergleichung mit andern Ländern. S. 106-134

V. Brief. Lage der Officiere, Einkünfte, Benehmen und Gewalt der Obersten. Misbräuche bey dem Avancement durch die Garden und auf andern Schleichwegen.

S. 135 - 180

VI. Brief. Kurze Darstellung der Vortheile, welche die neue Statthalter-schaftsregierung gewährt. Mängel derselben. Besetzung der Gerichte und der Regierung, mit Militairpersonen. Zu grofse Gewalt der Generalgouverneure. Ungleichheit der Strafen.

S. 181 - 221

VII. Brief. Misvergnügen über die ruffische Regierung in Liefland, besonders in Riga. Veranlassungen dazu, ohne Beziehung auf die neue Regierungs - Verfassung.

Willkührliche Anordnungen des
Gouverneurs. Verfall des Stadt-
vermögens in Riga. Ursachen
dieses Verfalls. Plackereyen
bey dem Zollwesen.

081-181 2

S. 222-257

VIII. Brief. Ursachen des Misvergnügens in
Liefland über die neue Ordnung
der Dinge. Verlust der Bauer-
schaft, des Adels, der Stadt
Riga. Vorwürfe die man dem
ehemaligen Magistrate dersel-
ben macht. S. 258-304.

2.181-221



man dann hat, will gleich sagen; zuvor
mit noch bemerken, daß in jeder Behut-
samkeit nicht die einzige Ursache liegt, warum
ich mich bisher aller Bemerkungen enthalte.
Es ist mit immer sonderbar vorgekom-
men, wenn Reisende in ihrem Hause durch
I. Ländern im Stande zu seyn glaubten, über den

Sie wundern sich nach Ihrem letzten Briefe,
daß ich so lange im Russischen Reiche
bin, ohne Ihnen die geringste Bemerkung
über dasselbe mitzutheilen, und wissen sich
dieses gänzliche Stillschweigen nicht anders
als dadurch zu erklären, daß ich mich vor
dem schlaun und tiefen Blicke der hiesigen
Staatsinquisition fürchte. Dieser Gedanke ist
natürlich. Sie kennen mich und wissen, daß
ich entweder gar nicht, oder frey über die
Länder schreibe wo ich mich aufhalte; vor
dieser Freyheit aber wird man in Beziehung
auf Rußland in und ausser demselben so häufig
gewarnt, daß man auch ohne ängstliche
Furchtsamkeit hinlänglich veranlaßt ist, eine
große Behutsamkeit in seinen Briefen zu

beobachten. Wie viel oder wie wenig Grund man dazu hat, will ich gleich sagen; zuvor nur noch bemerken, daß in jener Behutsamkeit nicht die einzige Ursache liegt, warum ich mich bisher aller Bemerkungen enthielt.

Es ist mir immer sonderbar vorgekommen, wenn Reisende bey ihrem Fluge durch Länder im Stande zu seyn glaubten, über den politischen, moralischen, statistischen, literarischen Zustand eines Landes abzusprechen. Einzelne im Fluge gehaschte Züge können wohl interessant seyn, aber zu keinem Resultate führen; und ich gestehe Ihnen, daß mir dieses in manchen Stücken nothwendig scheint, selbst wenn man sich bey einzelnen Zügen vor der Einseitigkeit bewahren will. Ob Sie nicht darin einen Widerspruch finden, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Die Lösung desselben würde mich zu weit führen; dagegen kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Einseitigkeit bey andern Ländern leichter als bey Rußland zu vermeiden ist. Es geschieht darin so vieles, welches den Charakter der Grösse und Güte

trägt, daß man leicht versucht wird, auch das nur Scheinbare mit eben diesem Charakter zu bekleiden, oder die noch existirenden Mängel zu übersehen; und diese können dagegen wieder so groß vorkommen, daß man darüber das viele Gute vergißt, welches sich mitten unter denselben befindet. Beyde Einseitigkeiten sind gar nicht selten. Manche Schriftsteller halten sich nur bey den Zügen auf, welche die vorgefaßte Meinung von Rußlands fortwährender Barbarey begünstigen, andere mahlen nur ins Schöne und über-tünchen die Mängel. Unter diesen Umständen kann man wohl nichts bessers thun, als eine ziemliche Zeit beobachten und eine Menge Thatfachen sammeln, ehe man ein Urtheil fällt. Dieß habe ich seit mehreren Jahren gethan, und nun erst will ich Ihnen theils die gesammelten Materialien, theils einige darauszogene Resultate in einer Reihe von Briefen mittheilen. Daß ich Ihnen dieselben zu schreiben wage, wird Sie schon vorläufig von der Meinung zurückbringen, daß man in Rußland für freye Denkungsart

und unparteyische Beurtheilung der Lage der Dinge leicht mit seiner Haut oder doch mit seiner Freyheit büßen könne. Woher kommt denn aber, werden Sie vielleicht fragen, die häufige Empfehlung der Behutsamkeit in Briefen? Eine so weit verbreitete Aeußerung der Furcht in und außer dem Lande ist doch selten ohne Grund! Dieser natürliche Einwurf veranlasset mich zuerst etwas über den herrschenden Ton in Rücksicht auf Freyheit im Reden und Schreiben zu sagen.

Dafs sehr viele Männer in Rußland, die Theil an der Regierung des Staats wirklich haben oder künftig zu haben hoffen, gar keine Freunde der Publicität sind und die Freyheit selbst im Reden über die Gebühr eingeschränkt wünschen, hat seine gute Richtigkeit. Man hört darüber bisweilen Aeußerungen oder sieht auch wohl Handlungen, die das Verlangen nach einer durchaus knechtischen Denkungsart voraussetzen. Das ist aber gewissermaßen natürlich. Die Großen eines jeden Landes sehen, im Ganzen genommen, freyes Reden über gewisse Angelegenheiten nie gern. —

Doch was nenne ich die Großen allein? Selbst der kleinste Machthaber fürchtet nicht selten die öffentliche Meinung, und möchte sie gern hindern laut zu werden. So war es von jeher, wo eine Art monarchischer oder aristokratischer Regierung Statt fand; so muß es jetzt noch weit mehr seyn, wo man im Geringsten die öffentliche Meinung fürchten zu müssen glaubt, nachdem man auf die Gewalt derselben durch die französische Revolution so aufmerksam gemacht worden ist. Ob man in Rußland noch mehr als in andern Ländern Ursache habe, der natürlichen Freyheit, in Beurtheilung der öffentlichen Angelegenheiten entgegen zu arbeiten, verspare ich auf einen andern Brief. In diesem will ich nur anführen, was der eine Theil thut, um jenes unveräußerliche Recht niederzuschlagen, und was der andere zu fürchten hat.

Die Zeiten sind vorbey, wo selbst nach den Gesetzen ein unbedachtsames Wort die fürchterlichste Lage nach sich ziehen konnte. Es ist bekannt genug, daß unter den vielen vortreflichen Abänderungen, die Peter III.

gleich nach Antritt seiner Regierung machte, auch die Aufhebung der Staatsinquisition gehört, und daß er hierdurch die im Finstern schleichende Verleumdung und das Spiel der boshaften Angeber niederschlug.

Unter der Regierung seiner Gemalin wurde jenes schreckliche Gericht wenigstens nicht in dem Maße hergestellt, in welchem es zuvor geherrscht hatte. Es soll zwar wohl noch eine geheime Staatsinquisition geben, wo wahre oder vermeinte Verbrechen auf eine Art abgethan werden, welche mit den Begriffen von Gerechtigkeit sich schwerlich vereinigen lassen. Geheime Entscheidungen sind allemal verdächtig — und man führt allerdings Beyspiele von offenbaren Ungerechtigkeiten an. *) Nach allem aber, was

*) In der Minerva steht unter den Zügen, welche Potemkins Leben charakterisiren sollen, auch die von ihm bewirkte Stellung des Brigadiers Bibikow vor eine geheime Commission. Er sey beschuldigt worden, heiße es, einen zu vertrauten Umgang mit einem Hoffräulein gehabt zu haben, und es wird hinzugesetzt, es sey nicht wahrscheinlich gewesen, daß man über eine solche Sache

ich davon gehört habe, treffen sie nur solche Leute, die andern im Wege stehen, und deswegen nach Sibirien, oder auf eine Festung und bisweilen in ein unterirdisches Gefängniß wandern müssen. Auch schränkt sich jenes Gericht wahrscheinlich nur auf die Residenzstadt ein. An andern Orten gehen die Untersuchungen über Staatsverbrechen ihren ordentlichen Gang; und mir ist kein Beyspiel bekannt worden, daß harte Bestrafung unbedachtamer Reden an Personen ausser der Residenzstadt vermuthen liefs. Das heimliche Angeben, welches unter der Regierung der

an einem Hofe, der nicht allzustreng dachte, ein so großes Aufsehen gemacht haben würde. Indessen scheint doch der Hof, nach Aeufserungen von mehrern Personen, in ähnlichen Fällen wirklich streng gewesen zu seyn; und in Dünemünde saß viele Jahre ein junger Mensch, der in einem Briefe selbst angab, daß er um eines solchen Vergehens willen sitze. Hat er auch nicht die Wahrheit gesagt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er einen solchen Deckmantel gebraucht haben würde, wenn er nicht in dem Verfahren des Hofes einen Grund dazu gefunden hätte.

Kaiserin Elisabeth so entsetzliche Ungerechtigkeiten veranlafste, empört überhaupt jeden Menschen, der nur einiges Gefühl für Redlichkeit hat, zu sehr, als dafs es dann häufig oder von unmittelbaren Folgen seyn sollte, wenn es nicht durch ausdrückliche Verordnungen unterstützt wird. Erblickt auch ein Gouverneur vielleicht in den freyen ihm zugetragenen Aeufserungen den wahren Jacobinismus, so scheut er sich doch, denselben vor Gerichte zu stellen. Er würde sich dadurch verhafst machen, und doch selten seine Absicht erreichen. Bey blossen Reden giebt es zu viel Auswege. Mit dem Schreiben ist es schon etwas anders. Darin mufs ein jeder, der irgend etwas in Rußland zu gewinnen oder zu verlieren hat, sehr behutsam seyn. Denn in der That ist kein Brief vor dem Erbrechen sicher; und dieß ist ein grosses Uebel. Man hat zwar wohl auch in Deutschland Beyspiele genug von erbrochenen Briefen und kann daher allerdings geheime Instructionen für die Postämter in dieser Rücksicht hier und da voraus setzen. Und

ist nicht die Furcht davor ehemals die Veranlassung zu der Chiffresprache gewesen? Aber so weit als in Rußland die Sache getrieben wird, geht sie wohl nirgends. In Petersburg ist eine eigne Commission zur Untersuchung verdächtiger Briefe, und wo keine ist, weifs der Postmeister oft dieselbe hinlänglich zu ersetzen. Das Letzte ist noch weit schlimmer als das Erste. Die kleinen großen Herren, deren Leidenschaften ein freyer Spielraum gelassen wird, sind immer mehr zu fürchten, als die großen großen Herren.

Ob irgend ein Staat das Recht habe, Briefe erbrechen zu lassen, kann man unter gewissen Umständen als eine schwer zu lösende Frage ansehen. So viel ist aber wohl gewifs, daß mit einem Schein von Recht der Untersuchung nur solche Briefe unterworfen werden können, welche von verdächtigen Personen herrühren; und nun ist die große Frage, was sind denn verdächtige Personen? Bey dieser Untersuchung scheint es, man befolge in Rußland sehr genau die

Regel der Politik, daß ein jeder für böse zu halten sey, bis das Gegentheil bewiesen wird. Denn um verdächtig zu seyn, ist es hinreichend, daß man, ohne Handel zu treiben, oft an eine und ebendieselbe Person schreibe. Ich weiß ganz gewiß, daß Briefe aus keinem andern Grunde erbrochen seyn konnten, als weil sie häufig an eine und ebendieselbe Person gerichtet waren. Daß man aus bloßer Freundschaft jeden Posttag an einander schreiben könne, wie es in dem gemeinten Falle war, davon hatten die Herren der Post wohl gar keinen Begriff. Sie erbrachen also die Briefe und bewiesen noch dabey eine seltene Nachlässigkeit. Sie verstehen doch gewiß die Kunst Briefe unmerkbarer Weise auf und zu zu machen; in jenen Briefen hatten sie sich aber gar nicht die dazu erforderliche Mühe gegeben. Man sah es dem Siegel gleich an, daß es erbrochen worden war. Dieß ist noch eine Kleinigkeit gegen eine andere Nachlässigkeit, welche zugleich unwidersprechlich das Erbrechen bewies. In einem dieser Briefe befand sich einer, den

der Schreibende nicht eingeschlossen hatte, ja der an eine Person gerichtet war, die er nicht einmal dem Namen nach kannte. Es ist daher wohl möglich, ja nicht unwahrscheinlich, daß dieser oder jener von den Briefen, welche ich an Sie schreibe, aufgebrochen werde. Denn außer der Frequenz ist auch noch die Stärke derselben hinlänglich, Verdacht zu erregen. Dieß kümmert mich aber wenig. Staatsgeheimnisse verrathe ich nicht, und wenn auch dieser oder jener Mann meine Urtheile nicht gern sehen sollte, so kann er doch am Ende nur zweyerley thun: er kann die Briefe zurück behalten, oder mich über die Grenze schaffen lassen, welches in solchen Fällen für Ausländer die einzige gewöhnliche Strafe ist. Gegen das Erste habe ich einen sichern Weg, sobald ich es weiß, und deswegen bitte ich Sie, mir stets den Empfang meiner Briefe bestimmt zu melden. Und über die Grenze geschafft zu werden, ist für mich keine so unangenehme Sache, als sie es an sich zu seyn pflegt. Da mein hiesiger Aufenthalt ohnedieß nicht

mehr von langer Dauer seyn dürfte, so macht ein freyer oder ein gezwungener Abzug keinen grossen Unterschied. Fürchten Sie also keine übeln Folgen von meiner Freymüthigkeit. Ich liege ausser der Atmosphäre der gewöhnlichen Strafgewalt. Haben Sie aber Freunde, die in Rußland ihr Glück zu machen suchen, so werden Sie sehr wohl thun, dieselben vor freyen Aeufserungen in Briefen zu warnen. Denn selbst dann, wenn diese Personen weder an sich verdächtig sind, noch durch häufige oder dicke Briefe verdächtig werden, sind sie vor dem Spioniren der Post nicht sicher. Da sie einmal berechtigt ist, der Spur gefährlicher Menschen nachzugehen, so beschnupert sie auch oft die Fufstritte aller ohne Unterschied; und hat sie einmal eine vermeinte Losung getroffen, so macht sie sichs zum Verdienst dieselbe anzuzeigen. Mir ist ein Beyspiel bekannt, dafs ein Postbeamter die Briefe eines jungen Menschen, dessen Verwandter und Patron er war, wahrscheinlich erst aus Neugierde erbrach, und als er darin einen Ausbruch des Unwillens

über den Gang der Pohnischen Angelegenheiten antraf, denselben als einen Beweis jacobinischer Gefinnungen bey dem Gouverneur anzeigte, und diesen dadurch zu sehr bedenklichen Aeufserungen veranlafste. Der junge Mensch studirte auf einer deutschen Universität. Diese also war in des Gouverneurs Augen die Pflegerin des Jacobinismus, und nicht etwa sie insbesondere allein, sondern jede deutsche Universität überhaupt. Was war daher natürlicher als der Wunsch, dafs künftig gar nicht mehr erlaubt würde zu studiren, oder dafs man wenigstens den Studirenden keine Unterstützung zukommen lassen möchte. Denn diefs ärgerte den Gouverneur eben am meisten, dafs der erwähnte junge Mensch einen jährlichen Beytrag von der Krone erhielt — um sich in den Jacobinismus einweihen zu lassen.

Auch die Herzensangelegenheiten müssen in Briefen sorgfältig verborgen werden, wenn man sie nicht dem Publicum bekannt werden lassen will. Die geheime Postspionnerie

hört oft selbst in dieser Rücksicht auf, geheim zu seyn. Nicht zufrieden ihre eigne Neugierde befriedigt zu haben, befriedigt sie auch die Neugierde anderer. Diese zu denken kann man sich nicht erwehren, wenn man weiß, daß sorgfältig verborgene Herzensverbindungen im Auslande doch dem Inlande bekannt werden. Zu solchen Nachforschungen und Bekanntmachungen hat die Regierung gewiß keinen ihrer Beamten berechtigt; ja, gewiß würde sie solche Mißbräuche bestrafen, wenn sie dieselben angezeigt und mit Beweisen belegt erhielte. Denn sie will nicht einmal das Ansehn haben, als lasse sie, selbst um Vergehungen zu entdecken, das Briefgeheimniß verletzen. Hieraus erkläre ich mir wenigstens eine neue Einrichtung bey dem Zollwesen. Ehedem mochten allerdings die Postbeamten den Auftrag haben, nicht nur die Briefe verdächtiger Personen, sondern auch die Briefe der Kaufleute zu erbrechen, um zu sehen, ob sie bey ihren Zollangaben sich keines Betrugs schuldig machten. Weil aber bey jeder solchen Ent-

deckung, wenn sie genutzt werden sollte, sich die Regierung immer compromittirte; so verordnete sie ausdrücklich, den Angaben des Kaufmanns zu trauen, und gab dagegen jedem Zollbeamten das Recht, die angegebenen Waaren um den von dem Kaufmann selbst bestimmten Preis mit Vergütung von 20 Procent an sich zu nehmen. Ueber die Mißbräuche, die auch aus dieser im Ganzen sehr billigen Verordnung entstanden sind, werde ich Ihnen ein andermal schreiben. Jetzt setze ich nur in Rücksicht auf die Postmißbräuche hinzu, daß das Erbrechen der Kaufmannsbriefe doch nicht unterbleibt, und aller Wahrscheinlichkeit nach, zu manchem Unfuge Gelegenheit giebt. Ich habe wenigstens darüber klagen hören, daß die kaufmännischen Speculationen vor den Eingriffen der Post nicht sicher sind, und daß durch ihre Vermittelung manche vortheilhafte Handlungsverbindung zerrissen wird.

Wenn ich bisher von den Mißbräuchen gesprochen habe, welche die Post sich zu Schulden kommen läßt, so versteht sich von

selbst, daß nicht das ganze Postpersonale Antheil nimmt. Immer sind nur einige Personen berechtigt, verdächtige Briefe zu erbrechen; und selbst unter diesen sind achtungswürdige Männer, die sich an den Buchstaben der Verordnung halten, und weit entfernt ihr Amt zur Befriedigung der Neugierde, Geldgierde oder anderer Leidenschaften zu gebrauchen, oft gern der unfäglichen und undankbaren Mühe überhoben wären, die ihnen um eines einzigen Briefes willen aufgelegt wird. Ist ein Mensch seiner ehemaligen Verhältnisse oder seiner undurchdringlichen Absichten wegen verdächtig; so wird er bey der geheimen Postcommission angezeigt, und diese aufgefordert, die Briefe zu untersuchen, die er bekommt oder abschickt. Die ersten machen wenig Mühe; um aber den letzten auf die Spur zu kommen, müssen oft einige hundert Briefe erbrochen werden. Hat man nun endlich einmal den gesuchten gefunden, so hat man doch für die folgenden keine andern Zeichen als das Siegel und die Hand; und wer wird das eine

und die andre nicht verändern, wenn er wirklich die Absicht hat, seine Briefe den Nachforschungen zu entziehen?

Da ich einmal von dem Postwesen so vieles geschrieben habe, will ich alle meine Bemerkungen, die dasselbe betreffen, in diesem Briefe zusammenfassen. Zuerst also noch etwas über die Briefe, welche an die Monarchin gerichtet sind. Diese hat, im Ganzen genommen, erlaubt, daß man sich unmittelbar in Briefen an sie wende. Dabey sind nur folgende Bedingungen zu erfüllen. Erstlich muß man keinen Brief auf der Post in Petersburg an sie abgeben. Wahrscheinlich hat dieß den Grund, daß derjenige, welcher sich in der Residenz selbst aufhält und sonst ein gerechtes Gesuch hat, wohl Personen finden werde, welche der Kaiserin unmittelbar die Bittschrift übergeben, oder auch eine Audienz verschaffen. Das Letzte hält freylich für Leute, die nicht zu den höhern Classen gehören, schwer, und bey besondern Gelegenheiten mit einer Bittschrift die Kaiserin zu überraschen, wird als ein Verbrechen

angesehen. Als ich in Petersburg war, erzählte man, ein Collegienassessor habe bey einem, zu Ehren des neuvermählten Grosfürsten angestellten, Hofballe der Monarchin eine Bittschrift übergeben und sey dafür auf der Stelle arretirt worden. Auch fand man dieß so natürlich, daß ich keinen Zweifel haben kann, es sey durchaus verboten, unerwartet die Monarchin mit Bitten zu belästigen. Dieß ist nur durch Briefe erlaubt, die außser der Residenz auf die Post gegeben werden. Daher denn mancher von Petersburg nach Narwa wandert, um von da wieder nach Petersburg zu gehen. Eine zweyte Bedingung, unter welcher allein die Post einen solchen Brief annimmt ist die, daß die Person, welche ihn schickt, sich nenne und bekannt sey. Dadurch soll wohl den anonymen Schmähschriften vorgebeugt werden. Um endlich die Monarchin nicht mit Kleinigkeiten oder gar Albernheiten zu behelligen, soll die geheime Postcommission noch den Auftrag haben, die Briefe zu untersuchen, ehe sie an die Behörde abgegeben werden. Wenn dieser

Auftrag unmittelbar von der Kaiserin ausgegangen ist, so kann er wohl keine andere als die angeführte Absicht haben. Und mir ist es überdieß wahrscheinlich, daß die Postbeamten nur befehligt worden, solche Briefe zu erbrechen, deren Aufschrift schon Albernheit anzeigt. Gehen sie weiter, und lassen keinen Brief, der nicht von einem Großen kommt, ununtersucht, wie mir versichert worden ist, so verliert die Freyheit, sich an die Monarchin zu wenden, fast allen Nutzen.

Alle diese Mißbräuche bey der Post treffen nur die Briefe. Nun ein Wort von denen, welche die Reisenden treffen. Auch in Deutschland ist es nichts seltenes, daß die Reisenden sich über die Postmeister zu beschweren haben. Mancher fordert, wenigstens in theurer Zeit, mehr für die Pferde, als er nach dem Gesetze fordern soll, oder erklärt geradezu, daß er keine Pferde für das bestimmte Geld schaffen könne. In einem Striche des Ruffischen Reichs geschieht eben dieß häufig, ob man gleich auf der andern Seite sagen muß, daß es weniger den Menschen, als der Lage der

Dinge zur Last fällt, und noch eher als bey uns entschuldigt werden kann. Die Rechtfertigung dieser Behauptung werde ich mit meinen Bemerkungen über die Einrichtung des Postwesens verbinden.

Was wir ordinaire fahrende Post nennen, giebt es im ganzen russischen Reiche nicht. Das Fuhrwerk, welches Briefe und Packete regelmässig von einem Orte zum andern schafft, enthält nur für eine einzige Person hinlänglichen Raum, und diesen nimmt gewöhnlich ein Postbedienter ein, der, wie im Preussischen der Schafner bey den Postkutschen, und in Frankreich der Courier, zur Sicherheit der Sachen mitgegeben wird. Nun ist es zwar erlaubt, dieselben auch einem andern sichern Manne anzuvertrauen, und es ist nichts seltnes, dass Personen, um ohne Kosten zu reisen, das Amt des Schafners übernehmen. Diefs geht aber nicht anders an, als dass sie seine Stelle auf einem sehr langen Wege vertreten. Von Riga bis Petersburg, so wie von da bis Moskau, kann

die Person des Schafners nicht gewechselt werden. Um der daher entstehenden Beschwerlichkeit willen reisen auf solche Art, der Ersparnis ungeachtet, nur herrschaftliche Bediente, oder etwa arme Militairpersonen. Dieß ist auch um soviel weniger zu verwundern, da die Kosten für Extrapost verhältnißmäßig geringe sind. Man zahlt für ein Pferd auf die Werst nicht mehr als zwey Kopek. Dieß macht auf drey geographische Meilen vierzig Kopek, oder nach sächsischen Gelde ohngefähr acht Groschen. Ich sage geographische Meilen; denn im Vorbeygehen muß ich erinnern, daß wenn man gewöhnlich zwanzig Werst auf drey deutsche Meilen rechnet, dieß nur in so fern richtig ist, als man unter denselben geographische versteht, von denen funfzehn nur zwölf von jenen ausmachen. Wenn nun zwey Personen zusammen reisen und, wie ihnen bey einem leichten Fahrzeuge verstattet ist, nur eben so viel Pferde nehmen; so kommt die Extrapost nicht einmal so hoch zu stehen, als bey uns die ordinaire. Selbst das Trinkgeld

macht bey der ersten nicht so viel aus als bey der letzten. Im Postreglement ist darüber gar nichts bestimmt; und der Postillion im russischen Reiche ist gewöhnlich außerordentlich zufrieden, wenn er für eine Station zehn Kopek erhält. Es ist daher wohl kein Reich in Europa, wo man so wohlfeil mit Extrapost reisen kann, und ehemals reisten viele Leute um die Hälfte wohlfeiler. Noch vor ohngefähr zehn Jahren gaben alle angesehenen Personen und solche, die in Kronsgeschäften reisten, nur ein Kopek für ein Pferd auf die Werst, wie ausdrücklich in dem Postreglement bestimmt war. Um aber so zu reisen, mußte man eine ausdrückliche Erlaubniß von der Regierung haben. Wer diese nicht hatte, mußte der Regel nach das Doppelte, wie jetzt Jedermann, bezahlen. Nun geschah es aber auf der einen Seite, daß man jene Erlaubniß auch Personen ertheilte, denen sie nicht gebührte (eigentlich hätten wohl nur solche Personen sie erhalten sollen, die wirklich in Kronsgeschäften Extrapost

nahmen) und die Postcommiffaire (Posthalter) zu Klagen veranlafste; und auf der andern Seite brandschatzten diese wiederum gewöhnlich die Reisenden, welche jene Erlaubniß nicht hatten, und veranlafsten dadurch ebenfalls Klagen. Um diesen doppelten Jeremia-den abzuhelpen, wurde das Postgeld ohne Unterschied auf zwey Kopek gefetzt. Hätten damit, dem Anscheine nach, beyde Partheyen zufrieden seyn können, so behalten doch manche Postcommiffaire, gewohnt, überall wo nur eine Möglichkeit Statt fand, sich vier Kopek fürs Pferd bezahlen zu lassen, dieses Erwerbmittel noch jetzt bey, oder suchen doch auf irgend eine Weise von den Reisenden mehr zu ziehen, als das Gesetz erlaubt, besonders wenn die Reisenden eilig sind. Auf jeder Station wird verfassungsmäßig nur eine bestimmte Anzahl von Pferden gehalten. Nun sind zwar die Bauern in der Nachbarschaft gehalten, ihre Pferde für das gewöhnliche Postgeld herzugeben, wenn jene Anzahl nicht zureicht. Aber theils weiß dieß nicht jeder Reisende, theils hat der

Postcommiffair doch Mittel genug in Händen
sein Fortkommen zu verzögern, ohne der
Verantwortung ausgesetzt zu feyn, wenn er
beweifen kann, dafs alle Pferde, die er un-
terhalten foll, ausgegeben find; und diefs
ist zu gewissen Zeiten häufig der Fall, weil
die bestimmte Anzahl der Pferde zu gering ist.
Auf demjenigen Theile des Wegs von Riga
nach Moskau, der nicht mehr mit der Strafsse
nach Petersburg eins ist, find auf jeder Sta-
tion nur zehn Pferde. Davon müssen immer
zwey für die möglichen Couriere im Stalle
bleiben, zwey bis viere find meistentheils
der ordinairn Post wegen entweder schon
auf der Strafsse oder doch dafür inne zu be-
halten, und die übrigen find im Winter, wo
am meisten gereist wird, auch felten im Stalle.
Selbst an den Orten, wo vierzig Pferde un-
terhalten werden, ist nicht felten Mangel
daran, da oft eine einzige reisende Herrschaft
zehn bis zwanzig Pferde braucht. So mußte die
Gesellschaft, in der ich einmal von Riga nach
Petersburg reiste, in Narwa sechzehn Stunden
liegen bleiben und doch am Ende noch Fuhr-

leute bezahlen, wann sie, wie der Postcommissair sagte, nicht noch vier und zwanzig Stunden warten wollte. Gleichwohl war die Hauptperson der Gesellschaft von Range und mit einem Unterofficiere zur Bedeckung und zum bequemen Fortkommen versehen. Wie mag es andern Reisenden gehen? So sehr sich aber auch diese zu beschweren haben mögen, wenn sie bloß auf den Buchstaben des Gesetzes Rücksicht nehmen; so ist doch auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Lage der Dinge die Postcommissaire gewissermaßen nöthigt, zu jener anscheinenden Unbilligkeit ihre Zuflucht zu nehmen. Sie können sonst schwer bey den Bedingungen bestehen, unter welchen sie angenommen werden. Diese Bedingungen sind zu einer Zeit festgesetzt worden, als das Futter noch einmal so wohlfeil war als jetzt, und für außerordentliche Fälle gar nicht berechnet. Diefes bezieht sich hauptsächlich auf die Posthalter in einem Theile des eigentlichen Rußlands, gewissermaßen aber auch auf die in Liefland. Denn so sehr man sonst hier eine durchgängig ein-

förmige Einrichtung liebt; so findet doch dieselbe bey dem Postwesen aus begreiflichen Ursachen gar nicht Statt. In einem Theile des alten Rußlands finden sich gar keine besondern Posthalter; sondern es sind die Bauern gewisser Kronsdörfer (Jam genannt) gehalten, nach der Reihe herum die ordinären Posten sowohl als die Extraposten für den oben bestimmten Preis zu fahren; für welche Beschwerde (denn als solche sieht man allerdings jene Verbindlichkeit an) sie fast von allen Abgaben befreyt sind. Hier kann schon der Einrichtung wegen kein unbilliges Verlangen von Seiten der Fahrenden Statt finden; und hier würde es am wenigsten zu entschuldigen seyn. Bey dem immer höher steigenden Preise des Futters gewinnen gerade die Bauern; und der Verlust, den sie in Vergleichung mit ihrer vorigen Lage bey den Postfuhren haben, ist unbeträchtlich, da jene Dörfer gewöhnlich sehr groß sind, und folglich einem jeden Bewohner Zeit genug übrig bleibt, theils sein Feld zu bestellen, theils durch Fuhren mit seinen Pferden

Geld zu verdienen. Auch findet man in diesen Jam so gute Postpferde, als wohl nirgends in ganz Europa, und eine fast eben so schnelle Bedienung, als in Frankreich. Es entsteht zwar, sobald eine Extrapost ankommt, kein geringer Lärm und Streit unter zwanzig bis dreysig Bauern, die sich sogleich um das Fuhrwerk versammeln; die Furcht aber, die man etwa Anfangs dabey haben könnte, daß dieser Streit eine Verzögerung nach sich ziehen werde, verschwindet sehr bald. Ehe man noch denkt, daß ausgemacht seyn könne, wer denn eigentlich fahren solle, kommen schon die Pferde. In keinem einzigen solchen Dorfe wurde ich je über eine halbe Stunde aufgehalten. Oft waren in zehn Minuten die Pferde angespannt, ohne daß man sie vorher bestellt hatte. Eine solche Geschwindigkeit erhält man schwerlich in Deutschland, wenn auch gleich die Post schon den Tag vorher angefragt ist. Die angeführte Einrichtung ist wahrscheinlich so alt, als das ganze Postwesen in Rußland, und sehr gut. Auf manche Provinzen aber konnte

sie aus mehr als einer Ursache nicht wohl angewandt werden. Denn es fehlt da entweder gänzlich an hinlänglich großen Dörfern in der gehörigen Entfernung, oder sie bestehen, wie in Liefland, in weit zerstreuten Bauerhöfen, und sind folglich gar nicht geschickt der Geschwindigkeit der Post Genüge zu leisten. In dem letztern Lande bestand überdiß zur Zeit, als es von Rußland erobert wurde, schon eine Einrichtung, welche der Krone noch weniger Kosten verursacht, als die erwähnte. Es muß nämlich da der Adel, als Besitzer des Landes, noch eben so gut die Post unterhalten, als zu der Zeit, wo er zugleich als Herr des Landes, wenigstens indirecte, auch die Einkünfte davon zog, und nicht nur für die Erbauung und Erhaltung der Posthäuser sorgen, sondern auch das Futter für so viel Pferde liefern, als auf jeder Station seyn sollen. Dafür hat er das Recht die Posthalter zu setzen, welches pachtweise geschieht. Ehedem hatte der Adel von dieser Einrichtung eben keinen großen Schaden. Er nahm nicht nur ein

ansehnliches Pachtgeld ein, sondern hatte sich auch ausbedungen, für das Pferd nur ein Kopek auf die Werst zu bezahlen. *) Allein seit einigen Jahren hat er nicht nur dieß Recht aufgeben müssen, sondern auch einen immer geringern Pacht bekommen. Dieß scheint wunderbar, ist es aber nicht; denn das Futter, welches zur Unterhaltung der Postpferde geliefert wird, reicht auf keine Weise zu. Es wird für das Pferd wöchentlich ein Lof, das ist $\frac{5}{8}\frac{5}{3}$ eines Dresdner Schefels, gerechnet, welches bey den groſſen Strapazen nicht genug ist; und überdieß fällt diese Lieferung auch noch für vier Monate des Jahres weg, weil dann die Pferde auf die Weide gehen sollen. Daß Gras allein gar

*) Wenn Herr Snell in der Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee S. 139. sagt, die Krone habe dem Adel in Liefland die Post gelassen, weil sie nicht viel einbringe; so sollte man glauben, sie bringe doch etwas ein, und dabey denkt man natürlich an den Ertrag des Porto. Dieß erhebt aber der Adel gar nicht, und die angeführten Vortheile haben nie den Aufwand überwogen.

nicht die gehörigen Kräfte giebt, weiß jedermann; an manchen Orten aber ist noch überdieß gar keine Weide für die Postpferde zu finden, wie z. B. bey den ersten beyden Stationen von Riga nach Petersburg. Wie soll also der Posthalter bey der gegenwärtigen Theuerung des Futters, noch eben so hohen Pacht geben? Endlich ist er seit zwey Jahren eines Vortheils beraubt, der von Belang ist. Es war nämlich von alten Zeiten her die Einrichtung, daß auf jeder Post zum Schutze derselben mehrere Soldaten unterhalten wurden. Der Regel nach waren es Invaliden, die so zur Ruhe gesetzt wurden, und die gewünschte Ruhe selbst noch dann fanden, wenn sie sich als Postknechte gebrauchen ließen. Waren sie dazu eigentlich nicht bestimmt, so reizte doch das Trinkgeld; und da überdieß die Posthalter den zu Postknechten gebrauchten Soldaten noch manche Vortheile zufließen ließen, so sah man keinen Postillion anders als in militairischer Uniform. Seit zwey Jahren ist es nicht mehr so. Man hatte die Posten nicht nur

mit Invaliden, sondern auch mit jungen zum Dienst brauchbaren Soldaten versehen, und so lange als daran überhaupt kein Mangel war, über diesen Mißbrauch keine Rüge zu fürchten. Als aber im letzten schwedischen Kriege der Mangel eintrat, und selbst für den Fall gesorgt werden mußte, wenn Preussen gegen Rußland die Waffen ergriff, berief man die militairischen Postknechte zum Dienste im Felde. Dadurch sind die Posthalter nicht nur in grofse Verlegenheit versetzt, sondern auch zu grofsen neuen Aufwand genöthigt worden. Freye Leute entschliessen sich hier schwerlich zu einer so mühseligen Lebensart, und sind auch gar nicht in hinlänglicher Menge da. An Erbleuten oder Leibeigenen ist ebenfalls kein Ueberflufs; und ihre Herren, wenn sie gleich einen Theil des jährlichen Lohns erhalten können, ertheilen doch nur sparsam die Erlaubnifs zum Postdienst.*)

*) Ich begreife nicht wie Herr Storch in dem Gemählde des russischen Reichs, unter die Menschen, welche bey der Volkszählung unter keiner Rubrik stehen, auch die Post-

Daher man jetzt auf manchen Stationen bisweilen wohl Pferde aber keine Knechte dazu antrifft. Und wenn am Ende der Posthalter auch die gehörige Menge von Knechten aufreibt, so muß er doch für Lohn und Kost einige hundert Thaler mehr ausgeben, als zuvor. Denn was er den Soldaten gutwillig zufließen liefs, kommt in keine Vergleichung mit dem was er nun geben muß. Es ist also gar nicht zu verwundern, wenn selbst bey der Niedrigkeit des Pachtpreises der Posten von den Posthaltern manche Unbilligkeit gegen den ohnmächtigen oder gutmüthigen Reisenden begangen wird; und dieß um so viel weniger, da umgekehrt gegen sie von mächtigen und übermüthigen Reisenden auf eine Weise verfahren wird, die das Gefühl empört.

knechte rechnen kann. Nicht nur in Lief-land, sondern in dem größten Theile des eigentlichen Rußlands sind leibeigene Postknechte, und da, wo die Posten von freyen Menschen gefahren werden, sind es doch solche, die in einer allgemeinen Rubrik vorkommen.

Bey uns hat man keine Vorstellung von den Ungerechtigkeiten, die gegen die Postbedienten in Rußland verübt werden. Bey uns kehrt der Postillion gewöhnlich um, wenn er nur mit Schlägen bedroht wird; dort bekommt er sie nicht selten wirklich, und muß doch fahren. Hätte ich dieß gewußt, als ich nach Moskau reiste, so würde ich mich nicht gewundert haben, daß die Postknechte davon liefen, als sie unsere Schlitten in Windwehen und hohle Wege so verfahren hatten, daß sie sich nicht zu helfen wußten. Sie kamen nicht eher zurück, als bis wir ihnen versicherten, es solle ihnen kein Leid wiederfahren. Ja sogar der Posthalter ist nicht immer vor Schlägen sicher, wenn er das Unglück hat, diesem oder jenem Großen nicht auf der Stelle Pferde schaffen zu können; und entgeht er auch den Schlägen, so verliert er doch nicht selten seine Pferde. Fallen diese durch Schuld der Reisenden, so müssen sie zwar, dem Gesetze nach, bezahlt werden; aber theils ist der bestimmte Preis, vierzig Rubel für ein Pferd, viel zu

geringe, theils ist er oft nicht einmal zu erhalten. Als vor einigen Jahren der venetianische Gesandte zurückgieng und auf einer Station schon die Pferde für seine Wagen erhalten hatte, kam der Oberste Graf T.... Schwiegerohn des Fürsten W.... auf eben der Station an, und liefs, als er hörte, dafs keine Pferde für ihn augenblicklich geschafft werden konnten, dem Gesandten die Pferde von seinem Wagen wieder ausspannen. Alle Vorstellungen von Unbilligkeit waren umsonst. Aufgebracht auf seiner Seite zwang nun der Gesandte den Posthalter, Pferde einzuspannen, die eben von der Reise ganz ermattet zurück kamen, und liefs nicht einmal zu, dafs sie zuvor gefüttert wurden. Selbst die Vorstellung, dafs die Pferde fallen würden, war umsonst. Die Pferde fielen wirklich, und der Herr Gesandte, ohne sich weiter um den zugefügten Schaden zu bekümmern, reiste weiter. Zum Glück war der Posthalter auf einem Gute, das dem General-Gouverneur gehörte, und geschwind genug, denselben von seinem Unfalle zu unterricht-

ten, ehe noch der Gesandte wieder von Riga abreiste. Nun wurde dieser freylich angehalten, hundert und funfzig Rubel zu bezahlen, ehe er einen Paß über die Grenze bekam. Aber theils würde dieß unter andern Umständen schwerlich geschehen seyn, theils hatte eigentlich der Herr Graf die meiste Schuld, und diesem wurde kein Haar gekrümmt. Gegen einen Mächtigen in Rußland ist in einem solchen Falle schwer Gerechtigkeit zu erhalten. Die Schwierigkeiten, die sich auch in andern Ländern finden würden, werden noch durch den weiten Umfang des Reichs vergrößert. Auf einer Reise fand ich einst in dem Posthause zu Rob die Kinder in Trauer, den Vater krank und alles in einer grossen Zerstörung, und erfuhr bald die Ursache derselben. Der Graf S.... war vor einigen Wochen durchgefahren, hatte ungefütterte und abgemattete Pferde mit Gewalt weggenommen und so entsetzlich zufahren lassen, daß ihrer fünf gefallen waren. Auf die Nachricht davon, war die Frau des Posthalters auf der

Stelle vom Schlage gerührt worden und gestorben, ihre Schwester, die eben zum Besuche da gewesen, die Nacht darauf ebenfalls gestorben und der Posthalter so krank geworden, daß er nach Wochen noch kaum herumzuschleichen konnte. Der Herr Graf aber war weiter gefahren, ohne nur an Schadenersatz zu denken. Auch war es dem Posthalter nicht eingefallen, denselben zu hoffen.

So schwierig indessen bisweilen die Lage der liefländischen Posthalter ist, so steigt die Noth der russischen in theuren Zeiten doch noch höher. Sie bekommen gar keine Naturalfourage, und erhalten dafür ein Aequivalent, das zu einer Zeit festgesetzt worden ist, wo das Futter wenigstens um die Hälfte niedriger im Preise war. Ein Posthalter der zehn Pferde, sechs Winter- eben so viel Sommerfahrzeuge und sechs Knechte halten soll, bekommt, alles in allem, selbst die Wohnung mit einbegriffen, 400 Rubel, oder ohngefähr eben so viel sächsische Gulden. Rechnet man nun noch 1200 Rubel als Einnahme

des Postgeldes für Pferde, welches sehr viel ist; so sieht man kaum die Möglichkeit, wie in Zeiten, wo das Futter so hoch im Preise steigt, als es in Deutschland gewöhnlich steht, dabey auszukommen ist. Gleichwohl steigt es um Petersburg herum nicht selten noch höher. In dieser Stadt selbst läßt sich noch am ersten auskommen; denn da muß man wie in vielen großen Städten Frankreichs, doppeltes Postgeld bezahlen. Aber drey Meilen davon ist das nicht, und doch der Preis des Futters in Verhältniß mit dem in der Residenz. Auch waren, nach der Sage, vor einigen Jahren neun Meilen umher alle Posthalter davon gegangen. Ob dieß eine Veranlassung zur Verbesserung der Lage ihrer Nachfolger gewesen ist, wie man sagt, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß auf dem Wege von Riga nach Pleskow im Jahre 1792. keine Aenderung deswegen getroffen war. Hier fand ich einen Posthalter in einer elenden Hütte, seinen Sohn als Knecht, und seine Tochter als Magd. Er war aus Schle-

sien und Lieutenant gewesen. Froh schien er zu seyn, daß er nun doch ein eignes Häuschen und einen ordentlichen Schorstein hatte. Fast zwanzig Jahre hatte er sich in den Rauchstuben der Bauern beholfen und rothe triefende Augen bekommen. Auf der nächsten Station lebte freylich der Posthalter viel besser, ob er gleich keinen bessern Gehalt hatte. Allein sein erlaubter und sein unerlaubter Nebenverdienst mußte gewiß das beste thun. Er hatte sein Haus zum Bewirthen eingerichtet, und ließ sich gut bezahlen. Dabey gab man ihm wohl mit Recht Schuld, daß er immer noch von vielen Reisenden doppeltes Postgeld nehme. Auch wir mußten wahrscheinlich zwey Pferde mehr bezahlen, als wir hätten bezahlen sollen. Denn er drang sie uns ohne Noth auf, und gab uns doch, wie wir nachher erfuhren, meist Bauerpferde. Nun ist es aber fast allgemein, daß der russische Bauer drey Pferde vorspannt, wenn er auch nur ihrer zwey bezahlt verlangt. Jener ließ sich also wahrscheinlich bezahlen, was dieser übriges

that. Ueberhaupt war dieser Posthalter ein so dreister, unverschämter Mensch, als der vorhergehende gutmüthig und redlich schien. Es war auch ein verabschiedeter Lieutenant, aber aus Oestreich gebürtig.

Ich komme auf die Bedrückungen zurück, welche die russischen Großen bey ihren Reisen ausüben. In denjenigen Gegenden, wo die Bauern nach der Reihe die Postpferde hergeben müssen, haben sie freylich nicht nöthig, um geschwind weiter zu kommen, ungefütterte und kraftlose Pferde mit Gewalt wegzunehmen. Gleichwohl geschieht es nicht selten, daß sie dieselben zu Grunde richten. So schnell der russische Bauer zu fahren gewohnt ist, so wird er doch noch von den Reisenden angetrieben, oder er fährt auch von selbst, um nur zu befriedigen, mit einer Geschwindigkeit, welche selbst das beste Pferd nicht aushalten kann. Wie oft hat man nicht als bewundernswürdig die Schnelligkeit angeführt, mit der man sich besonders im Winter von Petersburg nach Moskau versetzen kann! Der Prinz Heinrich

von Preussen machte diesen Weg von ohngefähr hundert und zehn Meilen, wie man sagt, in anderthalb Tagen; und die gewöhnliche Zeit beträgt, bey vieler Bequemlichkeit, die sich der Reisende erlaubt, drey Tage. Dafs aber diese Schnelligkeit sehr nachtheilige Folgen hat, habe ich nirgends angeführt gefunden. *) Diefs ist ganz natürlich; im Fluge kann man nichts bemerken. Ich fuhr nicht so schnell, und hörte daher laute Klagen über die unbilligen Forderungen der Reisenden. Fast zu eben der Zeit, als ich von Moskau nach Petersburg reiste, machte ein Herr v. N... denselben Weg. Er war schon seines Fliegens wegen bekannt, und veranlafste überall die Klage, dafs die Pferde welche er gebraucht hatte, in vier und zwanzig Stunden nicht fräfsen. Auch sah ich noch zwey andere Beyspiele von einer solchen Barbarey gegen Menschen und Thiere. Einige

*) Auch Herr Storch sieht die Schnelligkeit der Reisen in Rußland nur als einen Beweis der Ausdauer der russischen Pferde an. S. Gemählde des R. Reichs Th. II. S. 237.

Schlitten eilten uns einmal wie Pfeile vorbey — und einige Stunden darauf kamen Bothen in das Dorf, wo wir unser Nachtlager hielten, um frische Pferde zu hohlen, weil die ersten gefallen waren. In einem andern Dorfe fanden wir zwey bettelnde Bauern an groſſe Klötzer gekettet, die ſie vor ſich herſchleppen mußten, und wir erfuhren, daß ſie geborgte Pferde zu Tode gejagt hatten. Ihre ganze Habſeligkeit war nicht hinreichend geweſen, den Schaden zu erſetzen. Sie erbettelten nun für ſich, für ihre Weiber und Kinder ein Kummerbrod, und hatten keine andere Ausſicht, als bey der nächſten Rekrutirung als Soldaten weggeſchickt zu werden. Eben deswegen hatte man ſie angekettet. Ob an ihrem Unglücke die Reiſenden, welche von ihnen gefahren worden waren, unmittelbar Schuld geweſen ſind, weiß ich nicht. Aber ſo viel iſt wahrſcheinlich, daß es nicht entſtanden ſeyn würde, wenn nicht allgemein eine übertriebene Geſchwindigkeit gefordert würde. Außer der daher entſtehenden Ungerechtigkeit, iſt

eine noch offenerere nichts seltenes. So gering nämlich das Postgeld ist, so wird es doch von mächtigen Personen oder ihren Ausgebern nicht immer ordentlich bezahlt. Ich habe schon oben angemerkt, daß der Bauer gewöhnlich überflüssige Pferde anspannt, die er gar nicht bezahlt verlangt. Wir selbst bekamen fast immer ihrer drey, wo wir nur zwey verlangt hatten, ohne zur Bezahlung des dritten mit einem Worte aufgefordert zu werden. Diese Bereitwilligkeit wird schon dadurch gemißbraucht, daß man immer weniger Pferde fordert, als eigentlich nöthig sind. Aber dieß ist noch nicht genug. Selbst die geforderten Pferde werden oft nur zur Hälfte bezahlt. Auch davon sah ich ein Beyspiel. Der Graf B.... bezahlte von vier und dreyßig Pferden nur vierzehn. Die Bauern regten sich bey dieser Unbilligkeit nicht, und schienen nach ihren Aeußerungen zu urtheilen, daran gewöhnt zu seyn. Hieraus kann man sich erklären warum Lessop für großmüthig gehalten wurde, als er für zwölf Schlitten mit Rennthieren

bespannt, bey hundert fünf und achtzig Werst sieben Rubel vierzig Kopek bezahlte. In den Gegenden, wo dieß geschah, mögen die auf Befehl der Krone fortzuschaffenden Reisenden wohl wenig oder nichts bezahlen, da sie selbst in dem cultivirten Theile von Rußland sich den ausdrücklichen Gesetzen entziehen.

Eine ähnliche Ungerechtigkeit geht bey Estaffetten vor. Diese müssen gleich bey dem Postamte, von dem sie ausgehen, bezahlt werden. Dieß kann aber nicht heißen, daß die Posthalter oder die Bauern ihre Pferde umsonst zu den Estaffetten hergeben sollen. Die Krone selbst verlangt weder für die ordinären Posten, noch für die Couriere so etwas. Gleichwohl klagte mir ein Posthalter, daß ihm in zwanzig Jahren auch nicht ein Kopek für die Estaffetten zugekommen sey.

Ehe ich das Postwesen verlasse, muß ich noch einige Anmerkungen über das Briefporto hinzusetzen. Es ist, allgemein genommen, nirgends so gering als im russischen

Reiche. Ein Brief, der über fünfzig Meilen weit geht, z. B. von Riga bis Petersburg, zahlt nur zwölf Kopek Kupfergeld oder zwey Groschen sächsisch. Wenn sich gleichwohl die Ausländer über das hohe Postgeld für Briefe die nach Rußland aus Deutschland gehen, beschweren; so liegt die Schuld nicht an dem ersten, sondern an den Staaten, durch welche die Briefe passiren müssen, ehe sie auf dem russischen Boden ankommen. Diesem wird die Schuld des hohen Postgelds nur deswegen beygemessen, weil vermöge einer besondern Einrichtung, alle Briefe die aus Rußland gehen, bis zu einem gewissen Ort in Deutschland ganz frankirt werden müssen, und von da aus bis dorthin, mit einem geringen Geld abgefertigt werden können. Aus diesem letzten Umstande ist so gar die Meinung entstanden, daß immer $\frac{1}{2}$ des Porto in Riga abgegeben werden müssen. Selbst Herr Hupel hat diese offenbar falsche Meinung. Sie ist offenbar falsch, sage ich, denn was gewöhnlich geschieht, ist deswegen keine Nothwendigkeit. Man kann ja von Deutsch-

land aus bis Memel die Briefe frankiren. Wenn man nun weiß wie viel bis dahin gegeben wird, und wie viel noch in Riga nachbezahlt werden muß; so kann es keinem Zweifel unterworfen seyn, daß eigentlich ein kleines Ländchen, Curland, die Briefe so kostbar macht und die Communication erschwert. Bis Memel giebt man von Wittenberg aus nur zehn Groschen, und von Memel bis Riga, kostet jeder Brief noch zwölf Groschen. Das ist eine ungeheure Ungleichheit. Nun ist zwar wahr, daß dieses Geld der russischen Post zufällt, aber erst seit ohngefähr zwölf Jahren, das heißt, seit der Zeit, als der Herzog von Curland sich hat müssen gefallen lassen, das Postregale in seinem Lande mit Rußland zu theilen, und die Einkünfte sowohl für diejenigen Briefe abzutreten, welche aus Rußland kommen, als für diejenigen, welche dahin bestimmt sind. Durch den deswegen geschlossenen Vertrag ist das Postgeld nicht erhöht, sondern nur dem Herzoge entzogen worden. Ja man kann sagen, daß selbst

an diesen Vertrag vielleicht nicht gedacht worden wäre, wenn nicht ein auffallendes Missverhältniß zwischen dem russischen und curländischen Postertrag Statt gefunden hätte. *) Von Riga bis Mietau kostet ein Brief mehr als einer von Riga bis Petersburg. Indessen sey die Ursache jenes Vertrags welche sie wolle, so ist so viel gewiss, daß Rußland jetzt den grössten Theil des hohen Postgelds zieht, worüber sich der Inländer wie der Ausländer beschwert, und daß es daher ganz falsch ist, wenn Herr Hupel behauptet, die russischen Postämter müßten jenes Geld größtentheils an die auswärtigen berechnen.

*) Nur in Rücksicht auf Zeitungen ist ein Unterschied zwischen den curländischen und russischen Postforderungen. Als daher bey den letzten pohnischen Unruhen die curländischen Posten frey durchgelassen, die russischen aber so oft weggenommen wurden, liefs man die hamburger Zeitungen aus Mietau kommen, und hatte sie eben so wohlfeil als für gewöhnlich in Riga, ob man gleich von Mietau bis dahin das Postgeld besonders bezahlen mußte, welches keinen kleinen Gegenstand ausmacht.

Noch ein anderer Fehlblick dieses Mannes besteht darin, daß er das hohe Postgeld nur für den Inländer, aber nicht für den Ausländer als lästig ansieht. Freunde und Bekannte lassen sich freylich nicht entschädigen. Wird denn aber nicht der Ausländer theils sich scheuen, so oft zu schreiben als er es sonst gethan haben würde, theils nicht so oft Nachricht verlangen und bekommen? Und wird denn nicht bey Handlungsverbindungen das Postgeld dem interessirten Theile oft in Rechnung gebracht, wo es auch immer bezahlt werde?

Endlich muß ich noch eine Sonderbarkeit bemerken. Ein Brief von Moskau oder Petersburg nach Deutschland kostet jetzt nicht so viel, als einer von Riga dahin. Ja es würde oft vortheilhaft seyn, die Briefe von Riga nach Petersburg, und von da wieder über Riga zurück gehen zu lassen. Ich sage: jetzt und oft; denn es kommt dabey auf den Wechselkurs an. Dieser stehe wie er wolle, so wird in den russischen

Städten, wie billig, alles nach russischer Münze gerechnet, und die Zahl der Kopeken für einen Brief bleibt unverändert. Sie ist aber zu einer Zeit festgesetzt worden, wo der Wechselkurs der russischen Münze weit vortheilhafter war, als seit ohngefähr zehn Jahren. In Riga ist die Sache umgekehrt. Da ist das russische Geld Waare und das holländische die gangbare Münze. In dieser muß man also auch das Postgeld für Briefe nach Deutschland und zwar mehr, oder doch eben so viel bezahlen als nach russischem Gelde in Moskau oder Petersburg. Dieß führt mich zu den Bemerkungen über das Geld in Rußland überhaupt. Doch ich verspare dieselben auf den künftigen Brief. Es ist Zeit, daß ich diesen schliesse.

II.

Sie haben wahrscheinlich neuerlich eben so oft, als ich ehemals, von einem Jahre zum andern gehört, daß Rußland Friede machen müsse, weil seine Finanzen den Krieg nicht länger aushalten könnten. Man sieht das Geld als den schlechterdings nothwendigen Kriegshebel, und Rußland als ein an sich armes und jetzt vollends an Geld erschöpftes Land an. Indessen werden Sie wohl auch bemerkt haben, daß dieser Armuth ungeachtet der Krieg noch manches Jahr gedauert hat, nachdem man die Fortdauer desselben schon für unmöglich hielt. Da überdies in den neuern Zeiten erst Amerika und dann Frankreich bewiesen hat, daß man auch mit wenig Geld außerordentliche Dinge thun kann; so sollte man freylich auf einen solchen Mangel nicht mehr so viel rechnen, als man noch immer thut. Ist denn aber Rußland wirklich so geldarm, daß es in Rück-

sicht auf die Mittel zum Kriege der amerikanischen und französischen Republik an die Seite gesetzt werden kann? Herr Hupel wird Ihnen darauf antworten, daß die Geldmasse eines Landes, nie an sich, sondern nur in Vergleichung mit einem andern, groß oder klein genannt werden, und daß selbst bey einer vergleichungsweise geringern Masse der Staat an wahrer Macht und Stärke den Vorzug vor demjenigen haben könne, welcher mehr Geld besitze; es komme dabey auf die Bedürfnisse, Einrichtungen und Verfassungen eines jeden Staats an, weil manches Reich mit weniger Geld weit mehr ausrichte, als andere mit ihren weit größern Massen; und Pappiargeld sey so gut wie klingende Münze, ja um der Bequemlichkeit willen noch besser. *) Dieß alles hat auch in mancher Rücksicht seine gute Richtigkeit; wenn Herr Hupel es aber auf das russische Reich anwendet und überdieß, gleichsam als ob er sich vor dem Resultate der Untersuchung über die Geldmasse in

*) Versuch die Staatsverfassung des russischen Reichs darzustellen, von A. W. Hupel, S. 321.

Russland fürchte, behauptet es sey unmöglich dieselbe zu ergründen: so scheinen mir da mancherley Fehlschlüsse und solche Schwierigkeiten gemacht zu seyn, die in der That bey solchen Fragen von keinem grossen Belange sind. Schritt vor Schritt jene aufzudecken, und diese zu heben, würde ein lästiges und langweiliges Geschäft seyn. Finden Sie die Thatfachen, auf die ich mein Urtheil über die absolute und circulirende Geldmasse in Russland gründe, hinlänglich, so werden Sie mir jenes Geschäft gern erlassen.

Nach den zuverlässigen Angaben des Hofrath Herrmann in seinen statistischen Schilderungen von Russland, sind von 1763. bis 1788. 76 Millionen Rubel in Silber und Gold und 54 Millionen in Kupfer geprägt worden. *) Da nun die noch vorhandene geringe Menge der vor 1763. geschlagenen Silber- und Goldmünzen gar nicht und die Kupfermünzen nur wenig in Betrachtung gezogen zu werden verdient, wie jeder weifs, der in Russland

*) S. 479.

gewesen ist: *) so darf man nur für die Zeit von 1789. bis 1794. die jener Angabe verhältnismäßige Summe von 18 Millionen an Silber und Gold und 13 Millionen an Kupfer hinzusetzen, um die ganze im Reiche möglicher Weise vorhandene Summe von geprägtem russischen Gelde zu haben. Läuft man dabey noch Gefahr sich zu irren, so liegt der Irrthum gewiss nicht darin, daß man zu den bestimmten Angaben zu wenig, sondern darin, daß man zu viel gesetzt hat. Denn in jenen Jahren, wovon die Angaben bestimmt sind, wurde das schon vorhandene Silbergeld umgeprägt, und in den übrigen ist nur vom Zuwachse die Rede. **) Zu der ganzen

*) Aus Erfahrung kann ich dies nur von dem europäischen Rußland behaupten, nach dem Zeugniß von Personen aber, die in Sibirien gewesen sind, auch von diesem.

**) Für das Kupfergeld kommt auch höchstens die angeführte Supplement-Summe heraus, wenn man mit Herrn Storch (s. dessen Gemählde vom russischen Reiche,) den jährlichen Ertrag der Kupferbergwerke auf 200,000 Pud und den ganzen Antheil der Krone daran zu Münze geprägt annimmt.

Masse des Geldes in Rußland muß man freylich noch sowohl das ausländische, welches hauptsächlich aus holländischen Dukaten und Thälern besteht, als die Bankassignationen rechnen, welche die Stelle des Geldes vertreten. Allein da theils die Masse der fremden Münzen allerdings schwer zu bestimmen ist, und die etwanigen Bestimmungsgründe die gegenwärtige Betrachtung unterbrechen würden, theils der Umlauf jenes Geldes sich hauptsächlich auf einen kleinen Strich in Liefland einschränkt: so bleibe ich hier bey der Masse des russischen Geldes stehen, und setze zu den obigen Angaben nur noch hinzu, daß nach der Versicherung der Kaiserin nicht über hundert Millionen Banknoten ausgegeben werden sollen. Folglich beträgt die ganze mögliche Masse des russischen Geldes an 261 Millionen Rubel. Wie viel ist aber von dieser Summe wirklich noch im Reiche? diese Frage bezieht sich hauptsächlich auf das Gold und Silber. Denn die geprägte Kupfermasse ist durch die Ausfuhr um wenig vermindert, wie die Natur des

Kupfergelds schon von selbst einsehen läßt, und die Banknoten haben auswärts um so weniger Cours, da sie nicht wieder nach Rußland gebracht werden dürfen. Bey den edlern Metallen könnte man zwar auch das Verbot sie ein- und auszuführen entgegen setzen, allein man weiß ja was ein solches Verbot vermag, wenn es nicht von der Natur der Sache unterstützt wird; und gesetzt die Strenge, mit der man in Rußland darüber hält, sey hinreichend, so war doch die Krone in ihren langen Kriegen genöthigt, sich über ihr eignes Gesetz zu erheben. Selbst die Truppen, die bey dem letzten pohlnisch russischen Kriege in Curland standen, wurden nicht wie gewöhnlich mit Kupfermünze oder Banknoten sondern mit russischem Silbergelde bezahlt. In solchem wurde auch dem General Fersen nach der Vertreibung der Russen aus Warschau die nöthige Hülfe geschickt. Bey den langen Kriegen mit den Türken bedurfte die Krone ebenfalls des Silbers und Golds, wenigstens zu den nöthigen Mundvorräthen, die sie aus

Pohlen zog. Und wollte man annehmen, dazu wären bloß holländische Dukaten oder Thaler gebraucht worden; so liefs sich gar nicht einsehen, woher denn der grofse Mangel an Silber- und Goldmünzen in Rußland entstanden seyn sollte. Woher aber auch dieser Mangel entstanden sey, so läfst sich wenigstens nicht bezweifeln, dafs er da ist. Wer in den Jahren 1791. bis 1793. nach Petersburg oder Moskau gekommen wäre, ohne zu wissen, dafs es russische Silber- und Goldmünzen gebe, der hätte sich leicht zu Monaten dort aufhalten, und viel Aufwand machen können, ohne etwas von der Existenz jener Münzen zu erfahren. In Kupfermünze oder den ihr gleichgestellten Banknoten wird der Handel im Großen wie im Kleinen getrieben, werden mit sehr wenigen Ausnahmen die Staatseinkünfte erhoben und die Gagen ausgezahlt, so dafs man gewifs nicht zu viel sagt, wenn man den Gebrauch des Silbers und Goldes zu dem des Kupfers und der Banknoten in dem Staate selbst wie Eins zu Fünfzig setzt. Gleichwohl war

in den angeführten Jahren das Silber und Gold so schwer zu bekommen, daß das Aufgeld, welches bey Einführung der Banknoten nur fünf bis sechs Procent gewesen war, auf vierzig bis fünf und vierzig stieg. Mir ist es daher sehr wahrscheinlich, daß nicht fünf Millionen Rubel an Silber und Gold im Innern des Reichs circuliren; und rechnet man jetzt eben so viel für den Gebrauch der Krone im Auslande, so heisst dieß gewiß sehr viel annehmen. Will man ferner nicht die wirklich vorhandene, sondern die circulirende Geldmasse bestimmen, so ist von den 167 Millionen in Kupfer und Banknoten, die nach obiger Angabe überhaupt im Reiche sind, ein großer Theil abzuziehen. Bey einer Bank, wie die russische, die zu jeder Zeit und in vielen Städten bereit, ist Noten zu realisiren oder für Münze zu geben, muß doch wohl stets ein großer Fond todt liegen. Und läßt sich nicht genau bestimmen, wie groß er sey, so nimmt man doch gewiß nicht zu viel an, wenn man die Summe der circulirenden

russischen Silber- und Goldmünzen gegen den in den Häusern der Bank todtliegenden Fond aufgehen läßt. Ich hatte selbst den Schein von Uebertreibung; sonst würde ich diese Summe wenigstens viermal höher angeben, und behaupten, daß höchstens 150 Millionen Rubel im Umlaufe sind. Nimmt man aber auch die Zahl 167, so ist sie für ein so ungeheures Reich immer sehr klein. Bey der letzten Umschmelzung des Goldes in Frankreich fand sich nur an diesem Metalle eine Summe von mehr als 764 Millionen Livres; *) und die ganze

*) Nach Poffelts Annalen 1797. S. 314. ist bey der Umschmelzung für 764,358,44 Livres Gold in die Münze geliefert worden. Da nun eben daselbst angegeben wird, daß von 1726 bis 1785 für 986,643,888 Livres Geld geprägt worden ist, so sind mehr als zwey hundert Millionen unumgeschmolzen geblieben. Rechnet man diese ganze Summe für die im Auslande vorhandenen französischen Louis d'or, und eine verhältnißmäßige auch von dem Silbergelde ab, das seit 1726 bis 1785 in Frankreich geprägt worden ist, welches gewiß sehr viel ist; so kommt die

dort umlaufende Geldmasse belief sich nach einer wahrscheinlichen Berechnung auf mehr als 2000 Millionen Livres. Diese übersteigen das Vierfache der russischen Geldmasse, wenn man auch den Rubel zu drey Livres, das heisst, höher als nach dem jetzt gewöhnlichen Cours, annimmt.

Das angegebene Missverhältniß zwischen der Grösse des russischen Reichs und der Grösse der Geldmasse wird auch wenig vermindert, wenn man dazu die ausländischen Münzsorten rechnet, welche in Liefland zum gewöhnlichen Gebrauche dienen, in Reval und Petersburg zur Entrichtung eines Theils des Zolls nöthwendig sind und unter den grossen Kaufleuten des ganzen russischen Reichs circuliren. Bey diesen darf man nicht viel suchen. Die Städte an der Grenze von Pohlen ausgenommen, wo die holländischen

Summe von zwey tausend Millionen Livres heraus; denn es wurden in der angegebenen Zeit über 1951 Millionen an Silber geprägt. Hierbey ist die grosse Masse des Kupfergelds noch gar nicht gerechnet.

Dukaten zum Theil im Handel gebraucht werden, bey der grossen Beschränkung derselben aber nicht in grosser Menge anzunehmen sind, kann man im Innern Russlands keinen weitem Gebrauch davon machen als den, die Reisenden damit einigermaassen zu versorgen, und das geschieht noch selten genug. Wer über Riga reist, versorgt sich an diesem Orte mit Dukaten. In Petersburg und Reval bedarf man zwar der holländischen oder Alberts-Thaler auch zum Zolle; aber nur ausländische Kaufleute, das heisst, die nicht Bürger sind, müssen die Hälfte derselben in dieser Münze bezahlen, und gleichwohl hat man oft so grosse Noth auch die dazu gehörigen mittelmässigen Summen in Petersburg selbst aufzubringen, dass man deswegen seine Zuflucht zu Riga nehmen muss. In einem Theile des rigischen Gouvernements ist es freylich anders; da ist ohne Unterschied der ganze Zoll in Albertsthalern zu bezahlen, da sind sie, was die Hauptsache ist, das gewöhnliche Geld. Allein erstlich erstreckt sich diese Art der Zahlung

nur auf einige zwanzig Meilen von Riga nord- und ostwärts, und zweytens wird selbst in diesem Bezirke auf dem platten Lande sehr häufig nach Rubeln gerechnet. Wird ferner bey den Kaufleuten gewöhnlich die Rechnung nach Albertsthalern bestimmt, so müssen doch diese sehr oft in Banknoten verwandelt werden. Alle Krönsbeamten bekommen in diesen ihren Gehalt, und selbst die Stadt erhält jährlich von der Krone 120,000 Rubel für ihren Antheil an dem Zolle, die ebenfalls ausgegeben werden. Ob daher gleich in Riga russisches Geld als Waare behandelt wird, deren Werth steigt und fällt, so kann man doch mit Grunde behaupten, daß das umlaufende Geld in Riga sowohl als dem eigentlichen Liefland wenigstens zur Hälfte russische Münze ist; und dieß um so sicherer, da der Cours derselben gegen holländische seit vielen Jahren schlecht steht. Bedenkt man endlich, daß auf dem platten Lande überhaupt wenig Geld ist, und daß man bey der Berechnung der Geldmasse nur hauptsächlich auf Riga Rücksicht

zu nehmen hat: so wird man eine Annahme von fünf Millionen Albertsthaler, oder nach dem jetzigen Cours reducirt, von zehn Millionen Rubel an ausländischen Gelde gewiss nicht zu klein finden. Und will man die Vergleichung mit Frankreich fortsetzen, so muß man bedenken, daß daselbst bey den vorhergehenden Angaben das ausländische Geld auch nicht gerechnet ist und eine ansehnliche Masse ausmachte. Wie viel Piaster circulirten nicht bey dem Handel im Großen!

Wenn man aber bey einer solchen Vergleichung Rußland geldarm nennen kann, so fragt sich immer noch, ob diese Armuth auch in Beziehung auf das Bedürfnis des Landes anzunehmen sey. Was Herr Hupel in dieser Rücksicht sagt, hat allerdings einigen Schein. Der grössere Theil der Nation bedarf keiner grossen Summen. Der gemeine Mann hat eingeschränkte Bedürfnisse, macht sich vieles selbst, was er in andern Ländern kauft, und der Kaufmann treibt oft grossen Handel durch bloßen Waarentausch. Die Bedürfnisse der Krone ferner werden in

manchen Stücken auf ähnliche Weise befriedigt. Die Armee z. B. wird zum Theil mit Mundprovision in Natura versorgt. Diefes hat alles seine Richtigkeit. Wenn man aber daraus schließt, daß Rußland keiner großen Geldmasse bedürfe — sollte das, was zum Grunde angegeben wird, nicht vielmehr zum Theil eine Folge seyn? sollte man nicht mit Recht sagen können, die Naturalumtauschung der Waaren und die Gewohnheit des gemeinen Mannes Bauer, Weber, Zimmermann, Mäurer u. s. w. zugleich zu seyn, komme eben daher, weil man nicht im Stande sey, zu dem Handel und zur Bezahlung der Handwerker hinlängliches Geld aufzutreiben? Dieser umgekehrte Schluss bekommt auch um so vielmehr Wahrscheinlichkeit, da jene Gewohnheit, Handel oder vielerley zugleich zu treiben, selbst in Rußland in eben dem Maße abgenommen hat, in welchem das Geld vermehrt worden ist. Ueberhaupt ist es sonderbar zu behaupten, ein Land sey nicht arm an Gelde, weil es dessen genug zu seinen Bedürfnissen habe; denn nach die-

fer Art zu schliessen, ist gar kein Land geldarm. Die Noth zwingt es wohl, seinen Bedürfnissen auch ohne Vermittelung des allgemeinen Zeichens alles Werths abzuhelfen. Die Frage ist aber eigentlich, ob dieß eben so gut geschehe, als durch Geld? und ein Land ist dann arm daran, wenn die geringe Masse desselben den Handel erschwert, die Fortschritte des Kunstfleisses hemmt und die Annehmlichkeiten des Lebens im Ganzen vermindert. Wie viel von allen diesen Folgen der Armuth eines Staats in Rußland sichtbar ist, will ich nicht weitläufig aus einander setzen; nur dieß will ich anführen, daß dort der Geldmangel das Verkehr im Großen erschwert und manchen Schaden nach sich zieht. Die Schwierigkeit Geld aufzutreiben ist oft sehr groß und der Zinsfuß, auf welchem es ausgeliehen wird, sehr hoch, wie aus Thatfachen erhellet.

Nach den Gesetzen sollen nur fünf Procent Interessen genommen werden; um diesen Preis aber wird in dem eigentlichen Rußland sehr wenig Geld ausgeliehen. In Petersburg

wurde mir versichert, daß zwölf Procent unter den besten Handelsfreunden genommen würden, und genommen werden könnten; der Handel bringe dieß reichlich wieder ein. Dieser Zusatz macht den Schluss von den hohen Interessen auf den Geldmangel allerdings schwierig. Auch in Batavia, einem der reichsten Orte der Erde, kann man einwenden, steigen die Interessen bis zu zehn vom Hundert; die Höhe derselben kommt nicht vom Mangel an Geld, sondern von dem Ueberflusse der Speculanten und dem ungeheuren Gewinne her, der bey dem Handel gemacht wird. Wenn man aber den Unterschied der Lage des Handels in Batavia und in Petersburg in Betrachtung zieht, so läßt sich schwerlich das, was für eine Stadt wahr ist, auch auf die andre anwenden. In Petersburg hat der Kaufmann nicht wie in Batavia ein Handelsmonopolium, und überall, wo der Handel frey ist, bringt die Concurrenz der Kaufleute den Preis der Waaren und folglich auch des Geldes herunter, wenn nicht ein verhältnismäßiger Mangel daran ist.

Es hat also für Rußland die allgemeine Regel wohl ihre gute Richtigkeit, daß da, wo hohe Interessen genommen werden, auch verhältnißmäßig wenig Geld ist. Gesetzt aber man fände doch bey diesen Aussprüche noch Schwierigkeiten, insofern er sich bloß auf die hohen Zinsen stützt, die von Kaufleuten gegeben werden, gesetzt man schriebe dieselben weniger dem Mangel an Gelde, als der Klugheit der Menschen zu, die ihr Vermögen nicht unsichern Händen anvertrauen wollen: so wird man auch diese Einwendung aufgeben müssen; da nicht nur bey großer Sicherheit überhaupt, sondern auch bey der, welche aus gerichtlicher Verpfändung liegender Gründe entsteht, im eigentlichen Rußland gewöhnlich sieben bis zehn Procent bezahlt werden. Ueberdies verbindet man nicht selten großen Gewinn mit großer Sicherheit auf eine besondere Art. Man läßt sich nämlich ein Gut unter der Bedingung verpfänden, daß es bey ausbleibender Zahlung dem Gläubiger zufalle, und während der Zeit, für welche das Capital geborgt ist, statt der

Interessen die Einkünfte des Guts gerechnet werden. Ein solcher Contract, der bey uns null und nichtig seyn würde, hat nicht nur in Rußland seine Gültigkeit, sondern auch oft seinen Erfolg, so groß der Schaden ist, der daraus für den Nothleidenden entsteht, und für so unbillig der Vortheil angesehen wird, den der Gläubiger aus der Verlegenheit des Schuldners zieht. Wäre bey uns ein solcher Contract auch nicht durch die Gesetze verboten, so würde er doch schwerlich jetzt einen Erfolg haben. Es fehlt weder an Liebhabern zu Gütern, noch an Gelde dazu. An jenen fehlt es auch in Rußland nicht, wohl aber an diesem. Ich habe mit eignen Augen gesehen, wie viel Mühe es in Moskau kostete, zehn tausend Rubel aufzubringen, um der Habsucht ein so verpfändetes Gut zu entreißen; und doch wurde es noch mit Schaden verkauft. Die Schwierigkeit Geld zu erhalten fällt Anfangs noch mehr auf, wenn man weiß, daß die Bank in Petersburg und das mit dem Findelhause zu Moskau verbundene Lombard zu fünf Procent auf Güter leiht.

Bey näherer Ueberlegung und bey eingezogener Erkundigung fällt aber freylich die Verwunderung. Ehe die Bank errichtet und das Papiergeld eingeführt wurde, waren die Interessen noch viel höher als jetzt. Ich weiß daß ein Mann, der ansehnliche, schuldenfreye Güter besaß, und so pünktlich in Erfüllung seines Worts war, als man es nur immer seyn kann, einst dreyßig Procent Interessen geben mußte, als er einer mäßigen Summe bedurfte, um das Kaufgeld eines neuen Guts aufzubringen. — Als die Bank sich erbot zu niedrigen Interessen Geld auszuleihen, wurde wahrscheinlich bald ihr ganzer, zum Verborgen bestimmter Fond erschöpft. Ob nun wohl jährlich außer den Interessen auch drey Procent vom Capitale abgetragen und überdies Gelder, besonders von dem Vermögen der Unmündigen, bey der Bank niedergelegt werden:*) so waren sie

*) Anfangs trugen diese Gelder fünf Procent und folglich war die erste Einrichtung bloß zum Vortheil des Borgenden gemacht. Jetzt soll sie aber etwas abwerfen, oder wenigstens

doch nicht hinreichend, jedes Begehren zu erfüllen. Die Concurrenz der Bittenden wurde stark, und man bedurfte der Gunst, um ein Capital zu erhalten. Wenn man aber einmal der Gunst bedarf, so scheut man auch keine Mittel sie zu erhalten. Es wurde Gebrauch durch Geschenke ein Capital aus jenen öffentlichen Fonds auf gesetzmässige Interessen zu erlangen. Wogen diese Geschenke Anfangs nicht ganz den Vortheil auf, den man erhielt, so wurden sie doch nach und nach so erhöht, daß die Interessen der That nach zu sieben bis acht Procent stiegen. Da man nun überdiess jährlich, wie gesagt, einen Theil des Capitals abtragen mußte, so machte diess in der Benutzung der Bank eine Schwierigkeit mehr.

Was das Lombard bey dem Findelhause in Moskau anbelangt, so hatte es wahrscheinlich nur deswegen auch große Summen auf Güter zu verleihen sich erboten, weil es zu die Kosten der Bank decken helfen; daher werden jetzt nur vier und ein halbes Procent gegeben.

einer gewissen Zeit fürchtete, nicht seinen ganzen Fond auf bewegliche Pfänder anlegen zu können. Denn Gelder auf diese bringen allerdings mehr ein. Es ist da Gebrauch, wenn auch nicht Gesetz, daß mehr als fünf Procent genommen werden; wie viel eigentlich, habe ich nicht erfahren können. Auch mag es wohl nicht recht bestimmt seyn. Wenigstens scheint das mit dem Findelhause zu Petersburg verbundene Lombard gar keiner bestimmten Regel zu folgen. Ich weiß von Leuten, die sich mehreremale desselben bedient hatten, daß ihnen bald mehr bald weniger Interessen abgefordert worden waren. Ueberdies herrscht auch noch der Glaube, daß in Moskau die Pfänder, wenn sie nicht zu gehöriger Zeit eingelöst werden, gänzlich verfallen. Zur Ehre des Findelhause, das in der That eine schöne Anstalt ist, und in mehr als einer Rücksicht gut verwaltet wird, halte ich jenen Glauben für ungegründet. Indessen ist er, selbst bey seinem Ungrunde, geschickt, das Findelhaus zu bereichern, und die Willfährigkeit, große Sum-

men auf liegende Gründe auszugeben, zu vermindern. Denn so viel ist gewiss, daß die zu einer bestimmten Zeit nicht eingelösten Pfänder verkauft werden, und daß dann bey jenem Glauben die Eigenthümer sich nicht weiter darum bekümmern.

Bis jetzt habe ich nur von dem eigentlichen Rußland gesprochen. In Liefland ist es mit den Interessen etwas anders beschaffen. Ehedem waren sie da gesetzmässig auf sechs Procent eingeschränkt; und bey Hypotheken wurde wohl nie mehr bezahlt. Als ferner im Jahre 1786. der Zinsfuß auf fünf Procent herunter gesetzt wurde, überschritt man ihn so offenbar nicht, als in dem eigentlichen Rußland. Nur bey kleinen Summen und zwischen Personen, die kein Mißtrauen in einander setzten, wurde es bey dem Alten gelassen. Dagegen kündigten viele Personen, welche mit den geringern Interessen nicht zufrieden waren, ihre Capitale auf, und nahmen mancherley Maßregeln, um ihr Geld noch eben so hoch als zuvor zu nutzen. Sie kauften sich Güter, oder schafften ihr

Geld nach Curland, wo sechs Procent gesetzmässig blieben. Auch bey den Kaufleuten in Riga konnten sie es so hoch, ja noch höher ohne Gefahr von Seiten der Gesetze nützen; denn unter diesen blieb alles auf dem alten Fusse, der sogar gewissermassen von der Regierung bestätigt wurde. Bey denselben war es nämlich, wie an manchen andern grossen Handelsplätzen, gewöhnlich, sich bey Geldern die nur auf Monate aufgenommen werden, an die eingeführten Gesetze wegen der Interessen nicht zu binden. Als nun diese Observanz von dem neuen Gesetze, das allgemein fünf Procent bestimmte, aufgehoben schien, entstand kein kleines Missvergnügen unter den Kaufleuten. An gesetzmässige Aussprüche bey den Gerichten gewohnt, fürchteten sie, dass viele Personen, welche bisher ihr Geld auf dem Platze gegen ansehnliche Zinsen hatten laufen lassen, die Bereitwilligkeit dazu verlieren möchten, wenn sie nach dem Rechte mit dem Verluste ihrer Capitale bedroht wären. Sie wandten sich also mit Vorstellungen an den damaligen Gouverneur

und dieser erklärte, jenes Gesetz träfe den Umlauf des Gelds bey dem Handel gar nicht; dabey käme es, nach seinem eignen Ausdrucke, auf Contrakte an, und diese würden keinen neuen Bedingungen unterworfen. Es ist daher nichts seltenes, daß sieben bis acht Procent auch jetzt noch von den Kaufleuten bezahlt werden. Aus dieser Möglichkeit sein Geld hoch zu nutzen, und aus den vorher angeführten Mitteln dazu, entstand für die Besitzer von liegenden Gründen manche Verlegenheit. Ich weiß Beyspiele, daß auf ganz unverschuldete Güter nach langem Suchen doch nicht anders, als auf sechs Procent, mäßige Summen zu bekommen waren. Und dieß alles zeigt doch wohl, daß auch in Liefland ein gewisser Mangel an Gelde ist.

Ich kann mich nicht enthalten, hier noch einige Anmerkungen über die Einschränkung der Zinsen zu machen. Man kann wohl mit Grunde fragen, ob sie gerecht sey? Anfangs wenigstens begünstiget sie offenbar den Vortheil des einen Theils zum Schaden des andern; und dieß gar nicht nach den Regeln

der Billigkeit. Wie oft geschieht es nicht, daß eben der Reiche, welcher nie genug hat, und indem er Capitale aufnimmt, um seine Besitzungen oder seinen Handel zu erweitern, selbst bey den hohen Interesssen, die er bezahlt, grossen Vorthail zieht? Dieser wird durch die Herabsetzung des Zinsfusses noch vermehrt, während viele Personen, die von den ausgeliehenen Capitalen schon sparsam leben müssen, um einen Theil desselben gebracht werden; denn ob sie einen Theil des Capitals oder einen Theil der jährlichen Interesssen verlieren ist im Grunde Eins. Es ist bey Theilung von Erbschaften, und bey dem Verkaufe von Gütern schon schlimm genug, daß zufällige Umstände den Anfangs gleichscheinenden Werth oft sehr ungleich machen — und vermehrt nicht die plötzliche Herabsetzung der Zinsen durch ein Gesetz jene Ungleichheit noch um vieles? Ueberdies trifft gewöhnlich der durch das Gesetz verursachte Verlust meistens nur redliche Staatsbürger. Die unredlichen wissen auf mancherley Weise sich dem Gesetze zu

entziehen. Sie schaffen das Geld alles Ver-
bots ungeachtet aus dem Lande, oder wissen
auch solche Mafsregeln zu nehmen, dafs selbst
innerhalb desselben ihr Vortheil gesichert wird.
Ja eben die Gefahr, die dem Anscheine nach
mit dem Vertrage widerrechtlicher Interessen
verbunden ist, veranlafst zu noch höhern,
als ausserdem gefordert werden würden. Es
ist offenbar, dafs sie von dem Wucherer
schon deswegen erhöht werden können, weil
er keine solche Concurrenz zu fürchten hat,
als bey völliger Freyheit im Zinsfusse Statt
finden würde. Bey dieser setzen sich die
Vortheile des Schuldners und Gläubigers
leicht in ein angemessenes Verhältnifs. Ist
mit dem Gelde im Handel oder bey dem
Ankaufe von Gütern viel zu gewinnen, so
theilt diesen Gewinn auch derjenige, welcher
Capitale ausleiht; denn bey grossem Gewinne
wird es nicht an einer Menge Leute fehlen,
die Geld suchen und es dadurch kostbar
machen. Am Ende soll die Einschränkung der
Zinsen doch nur denjenigen schützen, welcher
zur Zeit der Noth Geld aufnehmen mufs,

oder den Unbedachtsamen, der nicht rechnen gelernt hat, vor der Gefahr der Verschwendung bewahren. Schützt sie denn aber jenen und bewahret sie diesen wirklich? Die bejahende Antwort widerspricht aller Erfahrung. Könnte man auch alle Kunstgriffe des Wuchers durchdringen, wenn sie vor Gericht gebracht werden, so wäre denn doch nur wenig dabey gewonnen. Gegen einen Fall, wobey es einmal dahin kommt, giebt es ihrer hundert, die in der Verborgenheit bleiben. Man lasse also die Wuchergesetze ganz bey Seite. Im Großen wird sich der Zinsfuß schon von selbst nach dem Vorrathe von Geld und dem Vortheile, der daraus zu ziehen ist, richten, und im Kleinen wird den Unbilligkeiten am besten nicht durch Wuchergesetze, sondern durch ein Leihhaus gesteuert. Sollte man auch da entweder gesetzlich oder durch Umwege etwas mehr Interessen nehmen, als bey großen Capitalen genommen zu werden pflegt; so ist dieses Uebermaß doch eine Kleinigkeit gegen den ungeheuern Raub, den die Gewinnsucht jetzt

an den Bedürftigen, aller Gesetze ungeachtet, begeht. Es werden in Moskau wie in Petersburg bey dem Leihhause höhere Zinsen genommen, als gesetzmäßig sind, und doch findet man dieselben sehr billig. Auch haben diese Leihhäuser an jenen Orten die Privatwucherer auf Pfänder fast gänzlich vertrieben.

Ich komme auf den Hauptgegenstand zurück. Rußland ist arm an Gelde nicht nur in Vergleichung mit andern Ländern, sondern auch in Beziehung auf die Bedürfnisse seiner Einwohner. Ist es denn aber auch arm in Beziehung auf die Bedürfnisse, welchen es als Staat unterworfen ist? — Man hört nicht selten sagen: dieser oder jener Staat ist arm, aber seine Einwohner sind reich; und sollte man nicht auch umgekehrt behaupten können, ein Staat sey reich, wenn gleich die Einwohner desselben arm sind? Jener ist nur dann offenbar arm, wenn er nicht die Mittel enthält, die Einrichtungen zu unterhalten, die zur Sicherheit theils der einzelnen Bürger, theil des Ganzen nothwendig sind. In beyden Rücksichten ist Ruß-

land eher reich als arm. Die Staatseinkünfte sind höchstwahrscheinlich mit den Ausgaben in Friedenszeiten nicht nur im Gleichgewichte, sondern überwiegend, nachdem sie auf einmal größtentheils um die Hälfte höher angesetzt sind, als sie noch im Jahre 1792. waren. Denn sollten die erhöhten Einkünfte nicht das ehemalige Deficit mehr als hinlänglich decken: so ließe sich gar nicht begreifen, wie es mitten in einem langwierigen Kriege hindurch hätte ertragen werden können, ohne bald sehr sichtbar zu werden. *) Eben deswegen ist auch gar

*) Ich sage bald; — denn am Ende des letzten Türkenkriegs zeigten manche Finanzoperationen und denselben vorhergehende Umstände allerdings, daß die Krone um Geld verlegen war. Die Matrosen bekamen ihren Sold nicht ordentlich ausgezahlt; die Anweisungen auf die Kronskasse verloren gegen vierzehn Procent; die Stellung der Recruten wurde einmal in Geld verwandelt, der Mann zu 400 Rubel gerechnet; und der Preis des Brantweins noch einmal so hoch gesetzt als er zuvor stand. Erst nach diesen Finanzoperationen, die das Deficit nicht hinlänglich deckten, wurden die Abgaben erhöht.

nicht zu fürchten, daß es dem russischen Staate je an Gelde in Kriegen fehlen werde, welche bloß darauf zwecken, sich gegen auswärtige Mächte zu schützen. Ein großer Staat kann überhaupt nur dann aus Mangel an Gelde zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen werden, wenn er die Bedürfnisse des Kriegs von dem Auslande in großem Masse ziehen muß, oder die schon sehr hohen Abgaben nicht hinreichen, selbst wenige außerordentliche Ausgaben zu decken. Dies ist aber in Rußland nicht der Fall. Es hat Getreide und Eisen, Leder und Tuch, Hanf und Holz, kurz alles was zum Land- und Seekriege erfordert wird; und die Abgaben scheinen selbst zu außerordentlichen Ausgaben hinreichend. *) Sechzig Millionen Rubel,

*) Man ist versucht hinzu zu setzen, daß die Abgaben auch noch vermehrt werden könnten, ohne drückend zu werden, wenn man bedenkt, daß sie geringer sind, als in allen europäischen Staaten, die Turkey ausgenommen. Allein man muß dagegen auch die geringe Geldmasse in Betrachtung ziehen. Wenn ein Staat schon ein Drittel des

als wie hoch jetzt die Einkünfte der Krone angenommen werden können, sind freylich bey weiten nicht so viel, als verhältnißmässig bey andern grofsen europäischen Staaten von den Unterthanen erhoben wird. England erhebt gegen 200 Millionen, und Frankreich erhob vor der Revolution fast nicht weniger. Bedenkt man aber wieviel bey diesen Staaten für die Zahlung der Interessen abgeht oder abgieng; bedenkt man um wie viel höher jenen Mächten die Unterhaltung der Staatsbeamten und der Armee zu stehen kommt, und wie viel Kriegsbedürfnisse sie aus fremden Ländern ziehen müssen: so wird man nicht zweifeln, dafs Rußland, selbst bey einem viel geringern Einkommen, doch weit besser im Kriege und im Frieде steht. Es würde daher sehr lächerlich seyn, wenn man behauptete, Rußland könne gar keinen neuen Krieg aus Mangel an Gelde aushalten. So lange

ganzen vorhandenen Geldes in seine Kassen zieht, so ist es wenigstens nicht ausgemacht, ob er die anziehende Kraft ohne Nachtheil der Unterthanen und folglich des Ganzen vermehren kann.

es nur vertheidigungsweise geht, wird es alle Nachbarn, so wie in vielen andern Punkten, so auch im Punkte des Gelds, überwiegen. Ob diess auch bey einem sehr entfernten Kriegsschauplatze noch Statt finde, ist eine andere Frage. Schon bey den Kriegen mit den Türken und Pohlen war viel Silbergeld nothwendig; und das kann Rußland freylich, ohne auswärts zu borgen, jetzt nicht in grofser Menge aufbringen. Will man in dieser Rücksicht Rußland, als Staat, arm nennen, so hat man allerdings Grund dazu; man hat aber auch Grund diese Armuth glücklich zu nennen, glücklich für das Inland und für das Ausland. Ist sie auch nicht immer eine unübersteigliche Schutzwehr gegen Verheerung weitentfernter Länder und gegen Aufopferung der Menschen, so ist sie es doch oft. Mit diesen trostreichen Gedanken schliesse ich den gegenwärtigen Brief, und verspare meine übrigen Bemerkungen über den Geldstand in Rußland auf den künftigen.

III.

Ich habe an mehreren Orten beyläufig gesagt, daß jetzt der Wechselcours für Rußland sehr nachtheilig ist. Woher kommt dieser Fall des rufsichen Geldes? Ist denn nicht der Cours jedem Lande günstig, wo die Handelsbilanz vortheilhaft ist? und liest man nicht überall, daß Rußland viel mehr aus- als einführt? Hierauf antworte ich Ihnen zuerst, daß, wenn gleich die Handelsbilanz vortheilhaft im Ganzen seyn mag, sie es doch bey weitem nicht in dem Grade ist, welchen man anzunehmen pflegt. Man legt dabey gewöhnlich die Angaben der Kaufleute bey den Zollämtern zum Grunde, welche aber in einem hohen Grade unsicher sind. Bey den auszuführenden Waaren kommt es meistentheils zur Bestimmung des Zolls auf Mafs und Gewicht an; dieses kann ohne grofse Weitläufigkeit nicht falsch angegeben werden, wird

es auch um so weniger, da eine Unrichtigkeit nur selten grossen Gewinn verschafft. Bey den eingeführten Waaren hingegen dient in vielen Fällen der Preis zur Bestimmung des sehr hohen Zolls; und da kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß nicht der volle Einkaufspreis angegeben wird. *) Ferner können die auszuführenden Waaren, welche grosse Massen ausmachen, als Holz, Hanf u. s. w. und aus dem Hafen keine Schleifwege finden, selten den Zoll ganz übergehen, diejenigen hingegen, welche eingeführt werden, sind grossentheils viel leichter zu ver-

*) Hr. Herrmann in der statist. Schilder. v. Russl. S. 429. und Herr Storch in dem Gem. v. P. Th II. S. 29. behaupten zwar, daß die Kaufleute ihre Waaren nicht selten sogar über den Einkaufspreis angeben, um sie vor der Anmassung der Zollbedienten zu schützen. Allein dagegen giebt es ein anderes Mittel, und die Fälle sind wohl höchst selten, wo der Kaufmann nicht gern eine grosse Partie Waaren auf einmal mit einem Gewinne von 20 Procent absetzte. Ueberdies sind jener Behauptung meinen Beobachtungen, wovon ich noch in einem andern Briefe etwas sagen werde, ganz zuwider.

bergen. Die Schiffe haben ihre geheimen Gemächer, die sie der Untersuchung der Zollbeamten mit und wider ihren Willen zu entziehen wissen. Und wieviel unverzollte Waaren kommen nicht unmittelbar nur aus Mien-tau? Es fährt selten jemand von Riga dahin, ohne bey der Rückkehr etwas einzuschleifen, und manche Person hat bey dieser Fahrt keine andere Absicht als diese. Eine gewisse Generalin machte sonst jährlich diese Reise, um sich nicht nur mit Kleidung sondern fogar mit Zucker und Kaffee zu versorgen, bis sie einmal, aller Versicherung auf Generalsparole ungeachtet, angehalten und gestraft wurde. Uiberdieß ist mir versichert worden, dafs es auf den Grenzen von Pohlen und Curland ganze Banden von Schleichhändlern giebt, die selbst grofsen Massen Eingang zu verschaffen wissen. Daher in manchen Gegenden der Franzbranntwein z. B. nicht einmal so viel kosten soll, als an Zoll dafür zu bezahlen ist. Zu diesen Bemerkungen füge ich noch eine, welche das aufgestellte Resultat zu keiner geringen Wahrscheinlichkeit bringt. Der Er-

trag aller confiscirten Waaren fällt in Riga dem Collegium der allgemeinen Fürsorge zu. Als nun im Jahre 92. eine Ukase befahl, daß alle französische eingeschlichene Waaren nicht verkauft, sondern vernichtet werden sollten, verlor das Collegium, nach der Versicherung eines Glieds desselben; jährlich an Einnahme wenigstens 10000 Thaler Alberts, eine Summe, die als sehr beträchtlich erscheint, wenn man bedenkt, daß viele französische Waaren durch andere ersetzt werden mußten, und die Summe der unentdeckten die Summe der entdeckten gewiß weit übersteigt.

Eine etwas sichere Berechnung der Handelsvorthelle für das ganze Land, als die nach den Angaben der Zollbücher ist, würde vielleicht nach der Masse des eingeführten Goldes und Silbers in Verbindung mit der Masse des circulirenden Geldes gemacht werden können. Da nämlich in Rußland, Liefland ausgenommen, ausländisches Geld sehr wenig oder gar nicht im Umlaufe ist, und bey einer vortheilhaften Handelsbilanz doch am Ende aller Ueberschufs in Gold und Silber abgetragen

werden muß; so kommt es auf zweyerley an: erstlich zu bestimmen, wie viel russisches Geld aus den von aussen eingekommenen edlen Metallen geprägt worden ist, *) und zweitens ob sich die Masse des holländischen Gelds

*) Wenn man die eingekommenen Summen selbst als Maassstab des Gewinns anfähe, so würde man sich wenigstens für Riga irren, weil von da aus ein grosser Theil jener Summen nach Curland und Litthauen für Waaren geht. Bey dem Handel in Petersburg ist es etwas anders: da werden die verschifften Waaren fast ohne Ausnahme entweder mit russischem Gelde oder durch Gegenrechnung bezahlt; da kann man also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das von aussen einkommende Silber und Gold als den Werth des gesamten Gewinns ansehen. Klein erscheint er abet auch nach diesem Maassstabe. Herr Storch giebt a. a. O. S. 31. jährlich den Werth von 337,064 S. Rubel an, und Herr Herrmann im a. B. auf acht Jahre nur einen Werth von 732,323 S. Rubel. Uibrigens ist es sehr sonderbar, wenn Herr Storch zu dem Handelsgewinne, den er durch das Abziehen der Einfuhr von der Ausfuhr angiebt, noch besonders das eingeführte Gold und Silber rechnet. Darin besteht ja die Zahlung des Uiberschusses der ausgeführten Waaren.

in Liefand vermehrt oder vermindert hat. Das Erste kann man jährlich bestimmt wissen, das Zweyte jährlich zwar gar nicht, und für einen gewissen Zeitraum auch nicht ganz bestimmt; wer aber viele Jahre hinter einander die rigischen Handelsgeschäfte mit Aufmerksamkeit verfolgt, und die Grösse derselben gegen den Mangel oder den Ueberfluß des Geldes abwägt, der kann wohl mit hoher Wahrscheinlichkeit angeben, ob sich die Masse desselben in Zeit von zehn Jahren vermehrt oder vermindert hat. Wäre dieser Maassstab, wie es scheint, hinlänglich; so dürfte der Handelsgewinn in den letzten zehn Jahren höchstens auf die Summen bestimmt werden, welche von der Krone zu Rubeln gemünzt worden sind. Denn nach allen Aeusserrungen erfahrner Kaufleute, ist das holländische Geld in diesem Zeitraume nicht vermehrt sondern vermindert worden.

Doch ich kehre zu der Hauptfrage zurück: woher kommt der schlechte Wechselkurs? Wird er auch nicht mehr so auffallend, wenn man annimmt, daß die Handelsbilanz für

Rußland bey weitem nicht so vortheilhaft ist, als man gewöhnlich denkt, so muß er doch noch einen andern Grund haben; und dieser liegt, wie mir es scheint, in der Einrichtung der Bank. Die Gründung derselben im Jahre 79. macht Epoche in der Regierung der Kaiserin Catharina II. und wird in dem Petersburger Kalender als solche angeführt. Auch läßt sich wohl behaupten, daß die Bank eine Wohlthat für das russische Reich unter den Umständen war, unter welchen sie errichtet wurde. Wenn aber Schriftsteller den allgemeinen, uneingeschränkten Nutzen derselben behaupten, so begreife ich eine solche Behauptung nicht. Ist irgend ein Schluss von der Beschaffenheit einer Anstalt auf die Motive derselben richtig, so ist es der, daß aus Mangel an gutem Gelde Papiergeld eingeführt, und dieses auf Kupfer gestellt wurde. Wenn geschah denn die Einrichtung der Bank? — nach einem langen Kriege, der große Summen aus dem Reiche gezogen hatte. Und wo wurde sie eingeführt? — in einem Reiche, das über-

haupt wenig Geld hat. — Verfolgt man ferner die Operationen der Bank, so erscheint sie noch mehr als eine Nothhülfe. Anfangs war die kleinste Banknote auf 25 Rubel gestellt. Dabey blieb immer noch Gold und Silber im Gange. In dem letzten Türkenkriege aber, der wiederum Geld aus dem Reiche zog, wurden die Noten von fünf und zehn Rubeln eingeführt. Dafs dadurch Bequemlichkeit im Handel hervorgebracht wurde, ist allerdings wahr, aber blofs deswegen, weil Gold und Silber immer feltner wurden. In welchem Lande hat man es wohl je unbequem gefunden, fünf bis zehn Rubel in guter klingender Münze auszuzahlen? Endlich bekommt die Meinung, dafs der Mangel daran in Rußland das Papiergeld schuf, ein grosses Gewicht dadurch, dafs es auf Kupfer gestellt ist. Dieser Umstand würde von keiner Bedeutung seyn, wenn Kupfermünze zuvor das gewöhnliche Geld gewesen wäre. Ohngeachtet aber man auf den Banknoten angedeutet hat, dafs diefs so sey, so hat es doch weiter keinen Grund als den,

dafs man sich des Kupfers in gröfserer Menge als in vielen andern Reichen bediente. Silbergeld war so gewifs von langen Zeiten her das gewöhnliche in Rußland gewesen, dafs sich unter dem Zar Alexei Michaelowitsch ein Aufstand erhob, als er, um seinen Finanzen abzuhelpen, das Kupfergeld an die Stelle des Silbers setzen wollte, und dafs er, nachdem der Aufruhr gestillt war, den Gebrauch des guten Gelds wieder herstellte. Seit der Zeit wurde auch ununterbrochen fort im Silbergelde jeder Handel im Grofsen geschlossen, jede Gage ausgezahlt und der gröfste Theil der Abgaben erhoben. Alles diefs ist jetzt anders. Kupfer oder Papier, das die Stellen desselben vertritt, ist Geld, und Silber oder Gold ist Waare. Eine solche Umwandlung kann für nichts anders als eine Nothhülfe angesehen werden. Sie that in Rußland Anfangs ihre guten Dienste, ohne grofsen Schaden anzurichten. So wie das Kupfergeld schon zuvor bisweilen gegen ein Aufgeld von fünf bis sechs Procent statt des Silbers genommen worden war; so verlor auch das Pa-

pier nicht mehr. Dafs diefs aber nicht unter allen Umständen fo bleiben würde, hätte man voraus fehen können. Die Einführung der Rechnung nach Kupfer, war eine wirkliche Herabfetzung der Landesmünze. Ein Pud Kupfer wird zu fechzehn Rubeln ausgemünzt und folglich wenigstens noch einmal fo hoch, als es ohne Stempel gegen Silbergeld angebracht werden kann. *) Nach dem innern Gehalte richtet fich aber immer früh oder spät, wenigstens einigermaßen der Wechselcours; und es ist in der That zu verwundern, dafs die Kaufleute in Rußland, die doch zum Theil gewifs Erfahrung genug hatten, fich von der Bequemlichkeit verleiten ließen, ihre Zahlungen auf Bankgeld zu stellen. Sie haben fich durch diesen Fehlgriff bisweilen in

*) Es ist sonderbar, wenn Herr Hupel Herrn Schlözer hierüber dadurch zurechte weifen will, dafs er ihm den Cours entgegen fetzt. Von diesem fpricht Schlözer nicht, fondern von dem innern Werthe des Kupfers, das zu einem Rubel ausgeprägt wird. S. Versuch die Staatsverfassung des R. Reichs darzustellen, Th. II. S. 314.

großem Schaden versetzt. Bey dem schnellen Fallen des Wechselcours hat es sich wohl häufig genug getroffen, daß aus dem Verkauf der Waaren eher Verlust als Vorthail erwachsen ist. *) Doch der Kaufmann befindet sich noch wohl bey dem schlechten Gelde, in Vergleichung mit andern Ständen. Er hat nur einen vorübergehenden Schaden zu fürchten; andere Stände aber einen langen dauernden, oder gar einen unabänderlichen.

Der Edelmann ist erstlich mit dem Kaufmanne in gleichem Falle, wenn er seine Produkte zu ungünstiger Zeit versilbert oder vielmehr verkupfert. Uiberdies leidet er noch besonders bey den trocknen Zinsen einen sehr beträchtlichen Schaden. Ehedem wurden sie in Silber oder Gold, und jetzt werden sie durchaus in Kupfer oder Papier bezahlt. So lange die kleinste Banknote noch auf 25 Ru-

*) Schon lange hatte das Agio auf 25 Procent gestanden, als die Buchhändler in Petersburg noch eben den Preis hielten, der bey einem Agio von fünf bis sechs Procent Statt gefunden hatte.

bel gestellt war, konnten die wenigsten Bauern ihre Zinsen mit Papiergelde bezahlen, und nachher waren sie oft gezwungen es zu thun. Sie bekamen selbst für ihre Produkte nichts anders, und hatten nicht einmal Gelegenheit gutes Geld einzuwechseln. Hat auch der Edelmann das Recht, die trocknen Zinsen zu erhöhen, so bedient er sich doch dieses Rechts nur mit Einschränkung, und kann auch ohne Ungerechtigkeit nicht immer die Zinsen in dem Mafse erhöhen, als das Papier fällt. Doch ist weder der Kaufmann noch der Gutsbesitzer so übel daran, als die Personen, welche auf fixen Gehalt stehen. Diese haben gar kein rechtmäßiges Mittel den Schaden abzuwehren, der ihnen aus der Einführung des Papiergelds erwächst. Es war schon schlimm für sie, als das Silber mit einem geringern Korn als zuvor ausgeprägt wurde. Die Rubel waren bis zum Ende der Regierung der Kaiserin Elisabeth um ein Viertel besser als die jetzigen. Als nachher dem Silbergelde gar Kupfer substituiert wurde, verloren die Beamten wiederum fünf bis sechs und end-

lich bis 45 Procent von dem, was sie nach dem schlechter ausgeprägten Gelde erhalten haben würden. Dieser doppelte Verlust machte beynahe die Hälfte ihres Gehalts aus, wie man hauptsächlich in der Provinz sieht, wo nicht nach Rubeln sondern nach holländischem Gelde gerechnet wird. Denn da war ehedem ein Albertsthaler nur um wenige Procent schlechter als ein silberner Rubel, und seit mehrern Jahren gilt er gewöhnlich zwey Rubel in Papier, ja bisweilen noch mehr. War in andern Provinzen der Verlust nicht eben so in die Augen leuchtend, so war er doch nicht minder gewiss. Man klagte nur über die Theurung und erstaunte, daß z. B. in Petersburg seit zwanzig Jahren alle Bedürfnisse noch einmal so hoch im Preise gestiegen wären, und hätte doch bedenken sollen, daß nicht die Waaren theurer sondern die Rubel schlechter geworden waren. *) Später

*) Es ist zu verwundern, daß selbst ein Mann wie Georgi in seiner Beschreibung von Petersburg bey der Anzeige des erhöhten Preises der Lebensmittel nicht auf den Fall des Geldes Rücksicht nimmt.

als in großen Städten richtet sich in kleinen und auf dem Lande der Preis der Bedürfnisse nach dem Geldfusse, aber jetzt wird in den meisten Provinzen doch das Getreide fast noch einmal so theuer als sonst verkauft. Wenn daher ehemals die Befoldungen, im Ganzen genommen, eben so ansehnlich als in den meisten europäischen Ländern waren, so sind sie jetzt viel geringer, und selten zum ordentlichen Lebensunterhalte hinlänglich. Als die Kaiserin Elisabeth bey der Stiftung der Universität in Moskau jedem Professor wenigstens 500 Rubel bestimmte, so konnte er damit auskommen; denn sie betrugen beynahe 700 Thaler sächsisch — aber jetzt ist er eben so schlimm daran, als mancher Professor auf deutschen Universitäten.

Dass endlich die Krone selbst in ihren Einkünften durch Einführung der Banknoten verloren hat, bedarf kaum der Erwähnung. Kann man auch mit Recht sagen, dass sie einen großen Theil des Schadens auf ihre Beamten wälzte, so ist doch auch offenbar, dass Gegenstände genug übrig blieben, wo sie den

Verlust selbst tragen mußte. Viele Waaren und Kriegsbedürfnisse muß sie theurer als sonst bezahlen; und die Handarbeit kann sie nicht mehr um den ehemaligen Preis zu ihrem Dienste erhalten. Als daher in Vermehrung des Papiergeldes die außerordentliche Hülfe, deren sie bedurfte, nicht mehr zu finden war; so konnte sich eigentlich niemand wundern, als viele Abgaben auf einmal um die Hälfte erhöht wurden. Im Grunde setzte die Krone dieselben nur auf den alten Fuß, und konnte deswegen auch gar keine gerechten Klagen im Ganzen erregen. Die am meisten bisher Gedrückten, die Beamten, bezahlen nichts; und überdies wurden sowohl dem Officier, als dem gemeinen Soldaten, zu gleicher Zeit Zulage bewilligt.

Der Nachtheil, welchen das Papiergeld schon lange für Rußland gehabt hatte, wurde im Jahre 90 noch dadurch vermehrt, daß an verschiedenen Orten nicht einmal mehr Kupfer gegen die Banknoten ohne Aufgeld zu erhalten war. Glücklicher Weise dauerte dieser Mangel nur etwa ein halbes Jahr.

Hätte er länger gedauert, so würde die Vermuthung gegründet gewesen seyn, daß von den 67 Millionen Rubeln an Kupfer, welche nach obiger Angabe im russischen Reiche seyn sollen, kaum die Hälfte vorhanden wäre. Denn bey der Bequemlichkeit, welche die Noten gegen gemünztes Kupfer gewähren, kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß nicht der dritte Theil von dem Werthe des Papiers an geprägten Kupfer im Umlaufe ist. Allein wie gesagt, der Mangel des letztern dauerte nicht lange, und war nur anscheinend. Der Grund davon wurde in mancherley Ursachen gesucht. Da er bald nach dem Anfange des letzten Türkenkriegs entstand, so glaubte man, daß in die Länder, in und bey welchen der Krieg geführt wurde, nun das Kupfer geschafft worden wäre, da man kein Silber mehr dahin zu schaffen gehabt hätte. Auch war es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß aus Moskau Kupfer nach den Grenzen des Reichs gezogen worden war. Aber selbst unter dieser Voraussetzung blieb es immer unerklärbar, wie eine,

für das Ganze geringe Masse Kupfer, aus dem Innern des Reichs gezogen, Mangel daran veranlassen konnte; und dieß um so viel mehr, da er sich auch in Petersburg zeigte. Man trug sich also mit dem Gerüchte, daß mehrere Groisse gegen einen gewissen Preis Kupfer prägen zu lassen übernommen, und dann statt desselben Banknoten gegeben hätten. Sollte dieses Gerücht in etwas gegründet seyn, so müßte man es auf eine Art auslegen, die mehr Zurüstung fordert als es werth ist. Mir ist der Grund, den es von dem Mangel an Kupfer angab, nicht nur an sich unwahrscheinlich, sondern auch noch mehr dadurch geworden, daß ich in Petersburg einen viel einfachern hörte, den ich Ihnen mittheilen will.

Die Bank hatte vom Anfange an, sowohl für Papier geprägtes Kupfer, als umgekehrt, für dieses Banknoten ausgegeben. Da nun diese weit beliebter als jenes waren, so häufte sich dasselbe in der Bank zu Petersburg so sehr, daß die Directoren derselben, wel-

che wähten, sie sey eigentlich nur bestimmt, Papier zu realisiren, kein Kupfer mehr anzunehmen beschlossen. Diesen Entschluß glaubten sie um so mehr fassen zu können, da sie in den Münzstätten sowohl, als an andern Orten, eine große Menge geprägtes Kupfer vorräthig wußten. Sie verfäulerten aber, dieses zu rechter Zeit kommen zu lassen, und hatten überhaupt nicht bedacht, daß ein noch so großes Capital doch endlich verschwindet, wenn man immer davon nimmt, und nichts hinzusetzt. Als sie dies merkten, und sich die Möglichkeit dachten, es könne der Bank wohl gar das Geld ausgehen, machten sie es wie im Jahre 1745. die Directoren der Bank zu London, und ergriffen allerley Mittel, um täglich nicht über eine gewisse Summe auszugeben. Die daher entstehende Zögerung hatte die Wirkung, die man hätte voraussehen können. Sie erregte Verdacht; und je mehr man die Leute, welche Assignationen wollten gewechselt haben, warten ließ, desto häufiger sah man sie herzuströmen. Wer nun Kupfer erhalten, oder auch sonst vorrä-

thig hatte, gab es nicht wieder ohne Aufgeld für Papier hin, und konnte um so mehr auf den daher entstehenden Gewinn rechnen, da viele Personen, vom Bedürfnis gedrängt, nicht mehrere Tage lang vor der Bank warten konnten. Dieß geschah zu Petersburg; in Moskau mochte wohl das Wegführen von einer in die Augen fallenden Menge Kupfer zur Armee zuerst den Gedanken eines möglichen Mangels erregt, und viele Menschen bewogen haben, noch vor der vermeinten Sprengung der Bank ihr Geld in Sicherheit zu bringen oder zu erhalten. So entstand ein wirklicher Mangel aus dem bloßen Gedanken, daß er entstehen könnte. Um demselben abzuhelpen, ließ die Monarchin alles Kupfer, was sich in der Niederlage der Bank zu Riga befand, nach Moskau schaffen; so groß auch die damit verbundenen Kosten waren. Für den Transport von 100,000 Rubel mußten 14,000 Rubel bezahlt werden. Nun litt man aber in Riga Mangel. Läßt sich auch der größere Theil der Einwohner, selbst bis auf die niedrigsten Klassen des Volks herun-

ter, in Silbergelde bezahlen, so standen doch die Beamten, welche ihren Gehalt in Banknoten bekommen, und besonders das Militair, nebst vielen tausend Russen, die sich in Riga befinden, und gewöhnlich nach Kupfer rechnen, bey dem Mangel desselben sehr übel. Die Niederlage der Bank wurde bey dieser Gelegenheit in Riga ganz aufgehoben, und der Umsatz des Papiergelds gegen Kupfer hing allein von den Wechslern ab, die, des verhältnismässig geringen Bedürfnisses ungeachtet, doch lange für einen Rubel fünf Kopeck Aufgeld forderten. Die Regierung verordnete zwar, dass sie täglich 100 Rubel ohne Aufgeld ausgeben sollten; *) was war das aber unter so viele? Die Hauptleute konnten sich nicht anders helfen, als dass sie die Löhnung in Banknoten einer gewissen Zahl Sol-

*) Eigentlich ist es ganz verboten, Aufgeld bey der Auswechselung der Banknoten gegen Kupfer zu nehmen allein die Regierung sah wohl, dass sie über dies Verbot nicht halten konnte, ohne die Sachen noch schlimmer zu machen, als sie schon standen.

daten zusammen gaben, ohne sich darum zu bekümmern, wie diese auseinander kamen. Doch reiste mancher nach Pleskow, um von da Kupfer herbey zu schaffen, damit die schon an sich geringe Löhnung nicht noch geringer würde. Dadurch sowohl, als durch den gewöhnlichen Zufluss des Kupfers vom Lande, kam auch in Riga binnen einem Jahre der Werth der Banknoten wieder auf den vorigen Fuß. Wahrscheinlich wird er sich überall lange dabey erhalten; ich wenigstens bin überzeugt, daß bey der Unbequemlichkeit, welche das Kupfergeld hat, die Menge desselben in einem sehr vortheilhaften Verhältnisse zum Papiere steht. Der Mangel kann im Ganzen nie mehr als anscheinend seyn — und so ein Schein verliert sich bald. Aus eben diesem Grunde glaube ich auch, daß das Papier selbst gegen Silber in Rußland geschwind wieder steigen kann. Man bedarf des letzten wenig, einige Millionen sind hinreichend; und ist mehr da, als man braucht, so muß die natürliche Folge das Steigen des Papiers seyn. Der Friede von wenigen Jahren aber ist hin-

reichend, mehr als die genannte Summe in ungestörten Umlauf zu bringen. Ob zugleich in eben dem Verhältnisse der Wechsel für das Ausland steigen werde, ist eine andere Frage. Um dieselbe bestimmt zu beantworten, muß angenommen werden, daß die freye Ausfuhr der silbernen Rubel verstattet werde. *) Wenn man statt der theuern Wechsel im Nothfalle das Silber selbst schicken kann, hat der Verlust, der durch den Wechselkurs erlitten wird, seine bestimmten Grenzen. Giebt es auch häufige Fälle, wo in Zahlungen schlechterdings kein gemünztes oder doch kein ausländisches Geld angenommen wird, so ist dasselbe doch immer irgendwo nach dem innern Werthe, und folglich durch eine leichte Operation am Ende überall an Zahlungs Statt

*) Ich habe zwar im vorhergehenden Briefe zu verstehen gegeben, daß, alles Verbots ungeachtet, silberne Rubel auch von Privatpersonen ausgeführt werden; dieß hat aber nicht so viel sagen sollen, als ob die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht die Zahlungen in solcher Münze im Ganzen verhindern.

zu gebrauchen. Indem hingegen Rußland alle Ausfuhr der geprägten Rubel verbietet, erweitert es die Grenzen des Wechselcours und läßt die Möglichkeit, daß er für das Ausland den Banknoten ungünstig sey, wenn gleich diese im Inlande gut stehen. Dieser Nachtheil wäre schon allein hinreichend, jenes Verbot als unpolitisch darzustellen. Er ist aber nicht der einzige; und es ist nicht wenig zu verwundern, daß, ungeachtet der fast allgemeinen Stimme der Schriftsteller über Politik, und des Beyspiels eines Staats, der sich doch wahrlich auf kaufmännische Rechnung versteht, ich meine Holland, immer noch in manchen Ländern verboten wird, das gemünzte Geld auszuführen. Darüber sollte man eigentlich halten, wenn überhaupt Verbote im Geldhandel Statt finden dürfen, daß fremdes Geld in Umlauf gesetzt werde, aber nicht darüber, daß das einheimische in fremde Länder gehe. Denn der Staat, dessen Geld weit und breit Cours hat, gewinnt etwas ansehnliches durch den Schlagschatz; und die Holländer haben in der That dadurch, daß

sie ihrem Gelde fast überall Eingang zu verschaffen wußten, alle europäische Nationen in Contribution gesetzt. Haben viele Staaten diesen Handlungsgeist nicht zu fassen gewußt, so ist der Nachtheil davon doch für keinen schädlicher gewesen, als für Rußland. Denn dieses scheint recht darauf auszugehen, dem holländischen Gelde einen größern Werth zu geben, als es hat.

Ich habe schon angeführt, daß der Zoll in Riga ganz, und in Petersburg sowohl als in Reval zum Theil in Albertsthälern erlegt werden muß. Heißt dieß nicht die Landesmünze herabwürdigen? Auch ist durch diese Herabwürdigung sehr oft der Fall eingetreten, daß der silberne Rubel gegen holländisches Geld unter seinem innern Werthe hingegeben werden mußte. Er stand in Riga mehrere Jahre zu 21 Groschen sächsisch, und ist doch nach der Versicherung von Männern, die ihn untersucht haben, über 24 Groschen werth. Und was macht denn die Krone mit den holländischen Thalern? — Sie prägt dieselben zu Rubeln aus, und kann dann diese

im Lande selbst, nicht stets für den innern Werth gebrauchen. — Ob es nicht besser gewesen wäre, bey Einführung der Banknoten dieselben auch für den Zoll ohne Unterschied anzunehmen, lasse ich dahin gestellt; ob ich gleich überzeugt bin, daß dadurch der Wechselkurs vortheilhafter geblieben, der Verlust der Krone bey diesem einzelnen Gegenstande geringe gewesen, und durch den Gewinn im Ganzen reichlich aufgewogen worden wäre. Doch gesetzt, man hätte zu mehrerer Sicherheit es für gut gefunden, den Zoll nach wie vor in Silber bezahlen zu lassen, hätte man nicht wenigstens Rubel eben so gut als Albertsthaler im Verhältniß des Werths annehmen sollen? —

IV.

Ich habe in meinen beyden letzten Briefen von einem der zwey Hauptpunkte gehandelt, auf welche jetzt jeder Staat vorzüglich seine Aufmerksamkeit richtet; nunmehr komme ich auf den andern — das Militair. Erwarten Sie aber nicht, daß meine Bemerkungen hauptsächlich die wirkliche und mögliche Gröfse der ruffischen Armee treffen werden. So wenig ich diese mit Stillschweigen übergehen kann, so werde ich mich doch weniger dabey, als bey manchen Eigenthümlichkeiten des Soldatenwesens in Rußland aufhalten.

Die wirkliche Gröfse der ruffischen Armee kann schwerlich genau bestimmt werden. Alle Listen die man davon hat, beweisen nicht viel. Sie sagen nur wie viel Soldaten da seyn sollen, nicht wie viel ihrer da sind. Manchem Regimente fehlt bisweilen

das Viertel, ja die Hälfte der Mannschaft. Wenn also gleich nach den Listen die gewöhnliche Rechnung von 500,000 Mann seine Richtigkeit haben mag, so weiß doch wahrscheinlich kein Mensch, selbst das Kriegscollegium nicht, wie viel Soldaten zu irgend einer Zeit wirklich vorhanden sind. Dafs sich die Anzahl derjenigen, welche wider einen Feind agiren, von einem Monate zum andern sehr verändere, versteht sich von selbst; aber sogar die Anzahl der ruhenden ist schwer zu bestimmen. Die Obersten verschweigen nicht selten den wirklichen Bestand ihres Regiments, um die Löhnung der mangelnden Soldaten zu ziehen, da dieses Einstreichen der Löhnung nach dem russischen Reglement ganz widerrechtlich ist. Ferner ist die schnelle Verminderung der neuangeworbenen Truppen oft auferordentlich groß. Wenn, wie in dem letzten Kriege mehrmals geschah, in einem Jahre gegen 1000000 Mann ausgeschrieben werden, so ist nach drey Monaten vielleicht die Hälfte davon theils von Krankheiten aufgezehrt, theils auf andere Weise der Armee entzo-

gen. *) Die Strapazen der Reise, der übermäßige Genuß des Brantweins, die schlechte Behandlung in den Lazarethen, die Beschwerlichkeit des Dienstes, sind eben so viel Ursachen des Todes, die in andern Ländern weit weniger Statt finden. Hierüber will ich einige Anmerkungen machen, ehe ich weiter gehe.

Dafs die Recruten oft 200 Meilen weit marschiren, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen, kann in Rußland nicht vermieden werden. Ein solcher Marsch ist an sich für viele Menschen von nachtheiligen Folgen; diese werden aber noch häufiger und gefährlicher durch den übermäßigen und ungewohnten Genuß des Brantweins. Das Uebermafs wird Ihnen wohl nicht auffallen; denn es ist hergebracht unter jeden

*) Ich führe nicht ohne Grund eine starke Aushebung an. Bey der gewöhnlichen, die nur gegen 20,000 Mann beträgt, ist das Sterben geringer, weil dann, andere Ursachen abgerechnet, mehr Rücksicht auf das Alter und die Constitution genommen werden kann.

gemeinen Russen wenigstens einen halben Trunkenbold zu denken; aber desto mehr die Ungewohnheit, die ich anführe. Sie widerspricht eben dieser Meinung, und bedarf einer Rechtfertigung. Versteht man unter der Trunkenheit nur den Hang zum Trinken, so will ich nicht läugnen, daß die ungebildeten Russen, so wie jede noch uncultivirte Nation berauschende Getränke im Ganzen vorzüglich lieben; meint man aber, daß sie auch diesen Hang gewöhnlich befriedigen, so irrt man durchaus. Denn erstlich verkauft die Krone im eigentlichen Rußland den Brantwein so theuer, daß er für viele kein gewöhnliches Getränk werden kann; und zweytens sind die Schenken so sparsam gefäet, daß die Bauern vieler Dörfer mehrere Stunden Wegs machen müssen, ehe sie nur ein Glas Branntwein bekommen können. *) — Wie

*) Auch in Liefland muß der Bauer oft eine Meile machen, ehe er zur Schenke kommt. Allein diese steht immer der Kirche gegenüber, und das ist ein großes Uebel; ob es gleich aus mehrern Ursachen schwerlich zu

man bey jener Theurung und bey dieser Spar-
samkeit der Schenken die allgemeine Befrie-
digung des Hanges zu berauschenden Geträn-
ken Statt finde, ist schlechterdings nicht ab-
zusehen. Beyde Schwierigkeiten fallen bey
den marschirenden Recruten weg. Gewöhn-
lich bekommt er von seinen Verwandten oder
auch von der ganzen Gemeinde Geld genug,
um auf dem Wege sich nach seiner Art eine
Güte zu thun; und so sparsam sind doch die
Brantweinhäuser nicht, daß sie zu dieser Güte
auf dem Marsche fehlen sollten. Ueberdies
reizt oft das Beyspiel der alten Krieger, wel-
che die Recruten führen, und die traurige
Lage derselben wirkt vielleicht noch mächt-
ger. Unter hunderten ist selten einer, wel-
chem sein Loos nicht schrecklich vorkom-
me. Unter solchen Umständen ist es frey-
lich nicht zu verwundern, wenn Brantwein

heben ist. Uebrigens werde ich an einem
andern Orte noch manches anführen, wel-
ches den Vorwurf des allgemeinen Hanges
zur Trunkenheit als nicht ganz gerecht dar-
stellen dürfte.

in Uebermaasse genossen und der Gesundheit im kurzen nachtheilig wird. Um diesem Nachtheile zuvor zu kommen, wird jedem Recruten alles Geld, was er zum Regimente bringt, abgenommen. Dann ist es aber zu spät, ja vielleicht nicht einmal gut. Das Uebel ist schon gestiftet, und wird sowohl durch den Mangel eines seit vielen Wochen gewohnten Genusses als durch die Mühseligkeiten des neuen Standes vermehrt. Diese Mühseligkeiten sind bey dem russischen Soldaten gleich Anfangs stärker als bey andern. Außer dem Zwange, in welchen sein Körper beym Exerciren sich finden muß, und wobey es ohne harte Behandlung im Lernen schwerlich abgeht, wird seine Zunge einem Zwange unterworfen, der oft eben so viel Leiden verursacht als jener. Sie nimt man in die Lehre, ehe die Hand, oder der Fuß dressirt wird. Nothwendig ist dieß freylich, da der Recrut von hundert Ausdrücken, die er im Dienste braucht, nicht einen weiß, aber es macht doch die Lehrzeit an sich beschwerlicher, als in andern Ländern. Besonders verursacht die

Titulatur viel Mühe. Wie man in Deutschland bey Briefen, die Menschen, Wohl- Hochwohl- und Hochgeboren werden läßt, und wenigstens auf den Umschlägen, sonst alle Prädicate häufte, die einem Menschen nur zukommen können; so muß der Soldat genau die Titulaturen, welche vom Fähndrich an bis zum General, eingeführt sind, gebrauchen, und mehrere Prädicate die sich auf Geburt und Rang beziehen, selbst bey mündlichen Raporten, zusammensetzen lernen. Das ist für die Recruten meistens eine entsetzliche Arbeit — oft weit entsetzlicher, als die Beobachtung aller Hand- und Fußwendungen bey dem Exerciren. Er weiß von jenen Titulaturen, ehe er Soldat wird, nicht ein Wörtchen; er nennt Leute über sich ohne Unterschied, Väterchen, Mütterchen, oder auch schlechtweg, Herr, Frau. Ganz neue Wörter zu merken, ist schon an sich in einem gewissen Alter für Ungeübte schwer; noch schwerer wird dieß, wenn viele ähnliche Wörter zugleich gemerkt, und unterschieden werden sollen, ohne daß der Verstand das

geringste Anhalten hat — und diese doppelte Schwierigkeit steigt durch die Länge und Ungelenkigkeit der Titulaturen um vieles. Ein Wort wie Prewosgotitelstwa, welches Excellenz bedeutet, ist wahrhaftig auch für den Geübtern nicht leicht, und für den Recruten wahres Hebräisch. Während dieses mühseligen Lernens steht er oft schon nach Kriegsart im Lager; denn in diesem stehen alle Regimenter, vom May an bis zum Ende des August. An Stroh ist da nicht zu denken. Die bloße und oft durchnäßte Erde ist die Schlafstelle des Soldaten. Und zieht er auf die Wache, so ist dies gewöhnlich auf vierzehn Tage hintereinander. Unterliegt er nun diesen Mühseligkeiten, so nimt sich seiner die Krone auf ihrer Seite mit mütterlicher Sorgfalt an. Sie läßt es an Aufwand für die Lazarethe nicht fehlen. Bey grossen Städten sind gewöhnlich ansehnliche Gebäude dazu errichtet, und mehrere Aerzte angestellt; Medicamente und Speisen sowohl als Getränke, sie mögen noch so kostbar seyn, sollen dem Gesundheitszustande gemäß ange-

schaft werden. Dessen ungeachtet fürchtet sich der Soldat vor dem Lazarethe, und eilt aus demselben heraus, sobald er kann. Dieß ist schon ein übles Zeichen, ein noch übleres ist es, daß die Officiere, welche im Lazarethe angestellt sind, glücklich gepriesen werden, und gern auf Lebenszeit dabey bleiben. Der Regel nach geschieht es nur auf ein Jahr. Wahrscheinlich hat die Krone diese Einrichtung getroffen, in der Voraussetzung, daß ein solcher Posten seine große Unannehmlichkeiten habe. Man sieht aber diese Einrichtung so an, als sollten die damit verbundenen Vortheile vielen Officieren nach der Reihe zu Theil werden. Wenigstens drängen sie sich nicht selten zu solchen Posten. Wie es also in den Lazarethen zugeht, kann man wohl aus dem Wunsche der Soldaten heraus- und dem der Aufseher hineinzukommen, ziemlich zuverlässig schließen. Dieß alles trifft eigentlich nur die Lazarethe für die Garnisonbataillone. Für die Lazarethe der Feldregimenter muß in vielen Stücken der Chef eines jeden sorgen. Und um hier ebenfalls

keinen Mangel einreißen zu lassen, muß der Oberste eine gewisse Summe hergeben, ich glaube monatlich hundert Rubel, die er durch die Abzugsgelder von der Gage der Gemeinen sowohl, als der Officiere erhält. Aber dieses Geld wird nicht immer gegeben. Ich habe gehört, daß selbst in der drückendsten Noth ein Oberster die Hälfte für sich behielt.

Zu diesen allgemeinen Ursachen, warum das Sterben der Recruten so groß ist, kann man noch besondere setzen. Die Versetzung von einer kalten Provinz in eine heiße oder in eine solche, die überhaupt ungesund ist, kann nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben.

Wenn ich endlich oben andeutete, daß nicht durch den Tod allein der Armee ein großer Theil der in außerordentlicher Menge ausgehobenen Soldaten entzogen würde, so muß ich wenigstens anführen was ich meine. Mir ist nämlich versichert worden, daß mancher mächtige General gelieferte Recruten entweder für ein gewisses Geld wieder frey lasse, oder auf seine Güter versetze. Ob dies gegründet ist, weiß ich nicht;

nur so viel kann ich noch sagen, daß mir dabey Personen mit Namen angeführt worden sind. *)

Ich komme auf den Punkt zurück, von welchem ich ausgieng. Die angeführten Gründe sind hinreichend, außer Zweifel zu setzen, daß die Grösse der wirklich vorhandenen Armee weniger als in irgend einem Lande bestimmt werden kann. Was die Grösse der möglichen anlangt, so ist wieder sehr zu unterscheiden, zwischen der Möglichkeit mit und ohne Nachtheil des Landes. Hume äussert in einem seiner Versuche, daß ein Staat um desto mehr Soldaten haben könne, je weniger Luxus und Handel in demselben herrsche, weil zur Bestellung der Felder eine gewisse Menge Menschen hinreichend sey, und folglich die übrigen, welche die Früchte ihres Fleisses nicht absetzen würden, Soldaten werden müssen. Mit dem Müssen

*) Hierauf scheint sich auch zum Theil der Eingang der Ukase zu beziehen, welche der regierende Kaiser zur Vermehrung der Abgaben hat ergehen lassen.

hat es nun wohl keine Noth in Rußland, obgleich im Ganzen genommen wenig Fabriken und Manufakturen vorhanden sind, und der Handel mit den rohen Produkten nicht viel Menschenhände bedarf. An Land zum Urbarmachen fehlt es in wenig Provinzen, und wenn es ja in einer daran fehlt, so ist es desto überflüssiger in einer andern. Auch würde der gemeine Russe wohl zehnmal lieber seine Bedürfnisse auf das einschränken, was er selbst mit seinem Kopfe und seinen Händen vermag, als Soldat werden. Aber so viel scheint mir von jener Bemerkung gegründet, daß ein Land verhältnismässig weit mehr Soldaten stellen kann, wenn es wenig Luxus und wenig Handel hat, als im entgegengesetzten Falle. Zwey Hände reichen allerdings hin, zehn Magen zu füllen, und giebt es wenig Gewerbe, so vermißt man die große Zahl der Hände, welche Waffen tragen, nicht sonderlich. Deswegen vermag Rußland wohl allerdings mehr Soldaten ins Feld zu stellen, als irgend ein industriöser Staat von gleich vielen Einwohnern, und als bey dem großen

Umfange des Reichs ohne Nachtheil (verhältnismässig genommen) sonst geschehen könnte. Auch lässt sich daraus, zum Theil wenigstens, erklären, wie Russland die häufigen und menschenfressenden Kriege seit Peter dem Grossen hat führen können, ohne in eine Art von Verfall zu gerathen, wie etwa Frankreich in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. Hier stockten auf einige Zeit nothwendig die Gewerbe, als denselben eine so grosse Menge Menschen entzissen wurde; dort aber fand der Ackerbau, als der Hauptzweig des Fleisses, immer noch Hände genug. Dafs übrigens der Flor eines Staats nicht blos nach dieser Zulänglichkeit beurtheilt werden muss, versteht sich von selbst. Hier war nur die Rede von der Möglichkeit grosse Armeen aufzubringen, ohne verhältnismässig fühlbare Hemmung der gewöhnlichen Thätigkeit.

Wenn man endlich die blosse Möglichkeit, eine gewisse Anzahl von Soldaten aufzubringen, in Betrachtung zieht, ohne Rücksicht auf den Schaden, der daraus für einen

Staat entsteht, wie bey einem allgemeinen Aufgebote, so richtet sich diese im Ganzen nach der Anzahl der Einwohner. Doch sind dabey zwey Punkte nicht zu vergessen: die Grösse des Landes, das alle zum Kriege taugliche Leute stellen soll, und die Willigkeit von diesen. Dafs die erste in Rußland der gröfst-möglichen Armee nicht günstig sey, leuchtet in die Augen. Wenn man auch dort an sechs Millionen Einwohner mehr annimmt, als in Frankreich, so würde man sich doch sehr irren, wenn man glaubte, dafs jenes Land durch ein allgemeines Aufgebot eben so viel Soldaten aufbringen könnte, als dieses. Auch die Gemüthsstimmung der Einwohner ist einem allgemeinen Aufgebote gar nicht günstig. Nimt man die Völker aus, deren Einrichtung gewissermassen auf den Krieg abzweckt, als Cosaken, Baschkiren, Calmuken u. f. w. so ist übrigens die Abneigung des gemeinen Mannes von dem Soldatenstande in Rußland gröfser, als in irgend einem Staate von Europa, wie aus folgenden Thatfachen erhellet.

Die gewöhnliche Drohung einer harten Strafe gegen einen schlechten Bedienten ist, daß man ihn bey Mangel an Besserung als Recruten stellen werde. Wenn unter den Bauern Soldaten ausgehoben werden, so legt man denjenigen, welchen der Wille der Herrschaft oder das Loos getroffen hat, in Ketten. Und wenn sich ja bisweilen einer freiwillig für den andern stellt, so ist die Entschädigung, die er dafür fordert und erhält vier bis fünf hundert Rubel. Auch bezahlt eine Gemeinde gern so viel der Herrschaft, wenn diese an ihrer Statt für einen Recruten auf irgend eine Weise sorgt. Im Jahre 91. lernte ich einen Mann kennen, der 150 Meilen weit, von Jaroslaw nach Riga, gereist war, um zwey Recruten zu kaufen. Dieses Geschäft mußte zu der angegebenen Zeit gar nichts seltnes seyn; denn die Krone fand für nöthig, dasselbe zu verbieten. Dieß alles zeigt wohl von keiner sonderlichen Neigung zum Soldatenstande überhaupt. Und der Trieb, das Vaterland gegen Feinde zu schützen, erscheint auch nicht groß, wenn man weiß, daß jene

Noth um Recruten gerade dann am größten war, als in der That auf einige Zeit selbst die Residenzstadt bey dem letzten schwedischen Kriege in Gefahr zu seyn schien. Mancher Edelmann lieferte wohl einige Bauern mehr, als er vielleicht nach dem Befehle liefern mußte; daß aber diese selbst gekommen wären, sich anzubieten, davon ist mir auch nicht ein Beyspiel bekannt geworden. Im Gegentheil war selbst in jener Noth häufige Klage nicht nur darüber, daß von 100 männlichen Seelen ein Recrute verlangt wurde, sondern auch darüber, daß die Krone in Petersburg eine Art von Soldatenpressen gestattete. Auch müßte die menschliche Natur eine Ausnahme in Rußland machen, wenn die Bereitwilligkeit die Waffen zu ergreifen, häufig seyn sollte. Wenn sich irgendwo diese Bereitwilligkeit fand, oder noch findet, so entsteht sie aus der Begierde nach Beute, nach Belohnung, nach Gröfse. Die erste reizt noch die Cofaken, oder die Einwohner von Tunis und Algier, der russische Bauer aber hat schon zu viel Cultur, um theils die Be-

griffe von Recht und Unrecht in die Gewalt der Waffen zu setzen, theils ein ruhiges und nothloses Leben dem Ohngefähr Preis zu geben, oder gewisse, dauerhafte Vortheile ungewissen und vorübergehenden aufzuopfern. Von Belohnung seiner Tapferkeit kann ihm auch selten etwas nur im Traume einfallen. Dafs Bauern einem Heerführer zum Lohne geschenkt werden, weifs er wohl — dafs aber einem Soldaten, der Bauer war, bey aller seiner Tapferkeit nur ein Fleckchen Erde geschenkt werde, davon hört er nichts. Ein Rubel nach einem erfochtenen Siege ist kein Lohn, der die unaufhörlichen Mühseligkeiten des Soldatenstandes aufwiegen könnte; und über einen Rubel geht selten die Belohnung des gemeinen Soldaten. Ja selbst in ausserordentlichen Fällen, die vielleicht alle zwanzig Jahr einmal vorkommen, ist die Belohnung so dürftig, dafs sie schwerlich reizt. Als im Anfange des letzten Türkenkriegs die Entschlossenheit eines gemeinen Soldaten die Gegenwart des verwundeten Suwarow ersetzte, und den schon zerstreuten

und fliehenden Cameraden noch den Sieg über die Türken bey Kinburn verschafte, soll er zum Lohn seinen Abschied und eine Pension von 50 Rubeln erhalten haben. Es ist wahr, man bot ihm zugleich, nach der Sage, eine Fähndrichstelle an, empfing aber eine abschlägige Antwort, weil er nicht die erforderliche Geschicklichkeit zu einer Officierstelle habe. Diefs führt mich zur Betrachtung des dritten, wirksamsten Mittels Lust zum Soldatenstande einzuflößen — der Ehre. Der Stand des gemeinen Soldaten wird schon deswegen als der niedrigste angesehen, weil zu demselben hauptsächlich die Leibeigenen verbunden sind.*) Die Bürgerschaft jeder Stadt giebt statt der Recruten Geld. Und jener Gedanke der Niedrigkeit wird noch dadurch bestätigt, dafs, der Regel nach, der gewesene Bauer, wenn er auch noch so viel Tapferkeit und Geschicklichkeit besitzt, nicht mehr

*) Ich sage hauptsächlich; denn die Odnodworen oder freye Bauern müssen auch Recruten stellen. Sie sind aber gegen die Leibeigenen in sehr geringer Zahl,

als Unterofficier wird. Sollten auch Ausnahmen Statt finden, woran ich aber zweifle, wenn gleich Herr Hupel das Gegentheil behauptet; so sind sie noch weit feltner, als in irgend einem andern Lande, ob sie gleich nirgend häufig sind. Es herrscht der Grundsatz, daß der Bauer, der Leibeigne, kein Edelmann, kein Herr werden könne. Ia, als jenen Soldaten, der die Armee bey Kinburn rettete, der Fürst Potemkin zum Officier machen wollte, so hatte dieser, nach mancher Aeufserung, die Rechte des Adels verletzt, und fand selbst in der Außerordentlichkeit des Falls nicht hinlängliche Entschuldigung. Alles also, was man thut, um das Ehrgefühl zu erregen, ist die Austheilung von Denkmünzen, welche an einem Bande wie ein Orden getragen werden. Da aber diese Ehre nach einer gewonnenen Schlacht allen Soldaten zu Theil wird, so verliert sie schon dadurch ihren Reitz; noch mehr aber durch die gewöhnlich lebenslängliche Abgeschiedenheit des Soldaten von seinen alten Bekannten und Verwandten, und durch die Unwahrscheinlichkeit, in Ruhe der

errungenen Ehre zu geniefsen. Ein Ehrenzeichen ist nur in so fern etwas werth, als es auszeichnet, und selbst diese Auszeichnung an sich ist von keiner Bedeutung mehr, wenn sie nicht beachtet wird. Es ist aber in der Regel, daß das Ehrenzeichen eines Niedrigen bey einem Höhern wenig Eindruck macht. Der General achtet wenig auf das kleine Ordenskreuz eines Lieutnants; und eben so achtet der Officier nicht auf die Medaille seiner Untergebenen. Bringt sie irgend Wirkung hervor, so geschieht es unter den Gleichen dessen, der sie trägt, besonders unter seinen Landsleuten; und diese Wirkung fällt für den russischen Soldaten auch weg. Unter den Cammeraden selbst kann eine Medaille kein Ansehen geben, weil sie zu allgemein ist; mit andern Menschen lebt der Soldat wenig — und am wenigsten an seinem Geburtsorte. In der Regel bekommt er ihn nie wieder zu sehen. Dieß ist eine Hauptursache, warum selbst bedeutende Auszeichnungen für den gemeinen Soldaten in Rußland von keiner großen Wirkung seyn würden.

Die Ehre ist zwar dem Menschen sehr viel werth; ein Punkt der Ruhe aber muß ihm wenigstens in der Hoffnung vorschweben, wenn er um der Ehre willen allen andern Annehmlichkeiten des Lebens entsagen soll — und der gemeine russische Soldat findet gewöhnlich die Ruhe erst im Grabe, oder ganz nahe daran. In andern Ländern bekommt er aus mancherley Ursachen seinen Abschied — und hat er lange gedient, so wird dieß eine hinlängliche Empfehlung zu einem Aemtchen, das ihn nährt und seiner Lage angemessen ist. Dann hat ein erworbenes Ehrenzeichen einen gewissen Werth, den es auch schon durch die Hoffnung zu der Zeit erhält, als es wenig beachtet wird. In Rußland aber hatte noch vor kurzem der ausgehobene Soldat keine Capitulation, durfte nicht an Abschied, geschweige an ein nährendes Aemtchen denken. Er dient im Felde bis er nicht mehr kann, kommt dann in Garnison, verrichtet dann wieder den ordentlichen Dienst bis zur Kraftlosigkeit, und wird endlich in ein Kloster geschafft, wo er selten länger als einige Jahre bey der gemein-

sten Kost vegetirt. So ist er ein wahrer Fremdling auf Erden, und scheidet gewöhnlich bey seinem Auszuge zum Regimente auf immer von allen Verwandten und Bekannten. Diese ewige Abgeschiedenheit ist im Bilde des Lebens eines Soldaten vor den Augen der Russen ein sehr abschreckender Zug. Sie lieben ihren Geburtsort und ihre gewohnte Lebensart, wie die meisten Menschen, und stellen sich das Scheiden von demselben, wie das halbe Scheiden aus dieser Welt vor, zumal, wenn sie Weib und Kinder verlassen müssen, welches gar nichts feltenes ist. Wenn ein Bauerssohn in Rußland sechzehn Jahr alt ist, so denkt sein Vater schon daran, ihm eine Frau zu geben. Die Familie gewinnt dadurch eine Arbeiterin, und an die Schwierigkeit, die Kinder zu ernähren, wird gar nicht gedacht, braucht auch gar nicht gedacht zu werden. Wer thätig seyn will, findet nach der Art, wie er zu leben gewohnt ist, immer Brod für Weib und Kind. Auch sind nicht nur die Hofsleute des Adels, sondern selbst die Knechte der liefländischen Bauern (die russi-

schen haben keine) grösstentheils verheirathet. So gut, so nothwendig dieß einem Lande ist, wo es nicht an Erde sondern an Menschen fehlt, sie zu benutzen, so ist es doch dem Soldatenstande nicht günstig. In andern Ländern nimt man nur ungern verheirathete Soldaten, weil man keine Idee davon hat, daß die Ehe dadurch wo nicht förmlich, doch ihrem Effekte nach, getrennt werde. In Rußland ist es ganz anders. Wollte man bey der Recrutirung immer Rücksicht auf die Verheirathung nehmen, so würde man die Menge von Soldaten, die im Kriege gewöhnlich verlangt wird, gar nicht aufbringen können; eine so große Menge Weiber aber, als die Recruten mitbringen würden, in die Regimenter aufzunehmen, geht ebenfalls nicht an. Wird also ein verheiratheter Mann zum Soldaten gemacht, so bleibt das Weib mit ihren Kindern zurück, und sieht meistens ihren Mann nie wieder. Wie sehr dieß im Allgemeinen den Soldatenstand verleidet, leuchtet von selbst ein. Künftig wird es wohl etwas anders werden. Seit 93.

ist die Dienstzeit des Soldaten auf 25 Jahre bestimmt. Dieß ist freylich eine ziemlich lange Zeit; indeffen glaube ich doch, daß die Hoffnung, einst noch Weib und Kind wieder zu sehn, in den Geburtsort zurück zu kehren, und frey zu seyn, die Bürde einer so langen Dienstzeit erleichtern, und die große Furcht davor verscheuchen wird. Und ist diese einmal verschwunden, so ist auch zu hoffen, daß bey außerordentlichen Fällen mehr Bereitwilligkeit, die Waffen für das Vaterland zu ergreifen, Statt finden werde.

Unter den verschiedenen Gesichtspunkten, aus welchen ich die Mühseligkeiten des Soldatenstandes betrachtet habe, ist er schwerer als in irgend einem Lande. Es giebt aber andere Gesichtspunkte, aus welchen er viel leichter erscheint. Ich sprach einst mit einem Soldaten, der sich viel in der Welt versucht hatte, aus dem russischen Dienste nach und nach in den österreichischen, französischen, preussischen getreten, dann zu dem russischen zurück gekehrt war, und diesen als den besten pries. Mir schien dieß damals allerdings

auffallend. Allein bey einer genauern Vergleichung fand ich das Urtheil dieses Mannes natürlich. Als Fremder hatte er in andern Diensten alle die Vortheile entbehren müssen, welche die einheimischen Soldaten haben. Diese gehen sechs Monathe auf Urlaub, er aber mußte in jedem Dienste, wie in Rußland fast stets bey dem Regimente bleiben, hatte wenig Gelegenheit, das sparsame Traktament durch Nebenarbeit zu verbessern, und auf dieses eingeschränkt, befand er sich in Rußland viel besser, als in irgend einem andern Lande. Das Brod sey noch so theuer, so hat es der Soldat im Ueberflufs, ja, je theurer, desto besser für ihn. Das Mafs des Mehls, das ihm gegeben wird, ist so grofs, dafs er es selten ganz braucht. Ausserdem bekommt er so viel Grütze, als zu seiner täglichen Kost hinlänglich ist. Schlägt man beydes zu Gelde an, so ist das Traktament des russischen Soldaten nicht so klein als es scheint, zumal nach der Erhöhung desselben, und gewifs eben so grofs, vielleicht gröfser, als in Oestreich, Preussen und Frankreich. Zehn Rubel, die

er jetzt an baarem Gelde erhält, sind hinreichend, nicht nur seine gewöhnliche Kost schmackhaft zu machen, sondern ihm auch in einem gewissen Masse, Fleisch und Brantwein zu verschaffen. Sehr vortheilhaft ist die Einrichtung, daß immer eine gewisse Anzahl Soldaten ihre Ausgaben für Kost zusammen bestreiten. Der dazu bestimmte Beytrag wird bey jeder Löhnung von dem Capitain für die gemeinschaftliche Casse inne behalten und besteht jährlich in drey Rubeln. Dieß scheint wenig, und wird doch selten ganz verbraucht. Ich weiß, daß solche Compagnieschaften bis auf 800 Rubel gesammelt haben. Die Ersparniß kommt ihnen auch oft sehr zu statten. Bey grossen Märschen zum Beyspiel halten sie Pferde und Wagen, um sich eines Theils der Bagage zu erledigen, den sie sonst selbst tragen müßten.

Das Geld wird dem Hauptmann aufzuheben gegeben, und geht manchmal verloren; bisweilen wird es aber auch wieder erhalten, wenn es verloren scheint. Es war einst ein Capitain vom Nascheburgschen Regimente ab-

gegangen, ohne jenes Geld zurück zu geben, und zwar durch Schuld des Obersten, der von dem nachfolgenden Capitain vergebens gebeten worden war, Rechenschaft deswegen zu fordern. Als aber bald darauf der Oberste General wurde, und sein Nachfolger im Regimente jenen Vorgang an das Kriegscollégium meldete, zog dieses dem General, ohne alle Umstände, die ganze Summe von dem Traktamente ab, und schickte sie der Compagnieschaft. Um übrigens einigermaßen zu begreifen, wie mehrere hundert Rubel von einem so geringen Beytrage gesammelt werden können, muß man wissen, daß das Sammeln sich oft von sehr entfernten Zeiten her schreibt, und der Casse nie etwas durch Vertheilen entzogen wird. Für den einzelnen Mann ist das Ersparte verloren, wenn er die Compagnieschaft verläßt. In seine Rechte zum gemeinschaftlichen Gebrauche tritt sein Nachfolger.

Ich komme auf die Lage der gemeinen Soldaten in Rußland zurück. Der angeführte Vortheil ist nicht der einzige Vorzug, den

sie vor ihres Gleichen in andern Ländern haben. So beschwerlich der Dienst auf der einen Seite ist, so sehr wird er auf der andern gemildert. Die Soldaten bekommen nicht Urlaub, wie in Deutschland — das ist für manche schlimm, für viele auch wieder gut; denn keiner wird mit dem Dienste des andern belastet. Die Zeit der Wache dauert vierzehn Tage, und der Weg, den die Compagnien machen müssen, um auf die Wache zu ziehen, beträgt nicht selten zehn Meilen; aber dagegen dauert auch im Winter die Freyheit vom Dienst vier bis acht Wochen. Die Disciplin ist strenge; (bis zu zwanzig Prügel kann schon der Unterofficier aus eigener Macht austheilen) aber es fallen viele Gelegenheiten zur Strafe weg, die in Deutschland Statt finden. Der Soldat hat keine Camaschen zu glänzen, keine Hosen anzustreichen, keine Knöpfe zu putzen, und keine Haare zu frisiren. Ferner, wird ein Soldat in immerwährende Garnison verlegt, so darf er nicht nur gewöhnlich heirathen, sondern bekommt auch Zuschuss an Brod zum Unterhalt der

Kinder, und hat nebst seiner Frau, bey dem Mangel an Arbeitern, so manche Gelegenheit zu gutem Nebenverdienste, daßs er bey Ordnung und Thätigkeit selten in einen Zustand versetzt wird, worin sich gewöhnlich der verheirathete Soldat in andern Ländern befindet.

V.

Ich fange diesen Brief mit den Bemerkungen über die Lage des Officiers in Rußland an. Dieser ist bis zum Capitain fast in aller Rücksicht schlimmer daran, als der gemeine Soldat in Vergleichung mit andern Ländern, nachdem das Traktament auf Banknoten gesetzt worden, und der Werth derselben so sehr gefallen ist. Bey den Feldregimentern der Infanterie war bis 93. der jährliche Gehalt des Capitains, ohne irgend eine andere Einnahme von der Compagnie, nur 260 Rubel, und der des Fähndrichs 120. Haben die Subalternofficiere jetzt 30 Rubel mehr als vor dem angeführten Jahre, so muß sich doch der Fähndrich, wenn er kein Vermögen hat, oft mit gemeiner Soldatenkost begnügen. Nach dem jetzigen Werthe des Papiergeldes ist sein Gehalt schon an sich geringer als in andern Ländern, und doch der Preis der Dinge, die er zu

seiner Ajustirung braucht, viel höher. Gut ist es noch, daß er wenigstens freye Bedienung hat. Es ist zwar schlechterdings verboten sich von den Soldaten bedienen zu lassen; und es giebt eine gewisse Seite, von welcher ein solches Verbot als sehr gut zu betrachten ist. Um aber die Befolgung desselben möglich zu machen, hält die Krone auf ihre Kosten den Officiern, vom niedrigsten bis zum höchsten, mehr oder weniger eigne Bedienten. Sie werden aus den Recruten gewählt, und bekommen an Lebensmitteln eben das, was der gemeine Soldat erhält, nur an Löhnung einen halben Rubel weniger, den sie leicht verschmerzen können, da ihr Herr ihnen gewiss mehr zufließen läßt, als sie einbüßen. Diese Einrichtung war nothwendig, wenn die Krone nicht haben wollte, entweder, daß nur Begüterte Officierstellen bekleideten, oder, daß Unbegüterte sich selbst die Stiefeln putzten. Denn im eigentlichen Rußland kann man schwer anders Bedienten haben, als daß man sie entweder von seinen Gütern nimmt, oder jeden zu fünf bis sechs hundert Rubeln

kauft. Auch haben die Officiere, als sie einst gegen Vergütung der Kronsbedienten be-
raubt werden sollten, so dringende Vorstel-
lungen dagegen gemacht, daß sie die Beybe-
haltung dieses Vorthails erreichten. Die
Vergütung hätte der Einbuße nicht angemef-
sen seyn können, ohne der Krone eine sehr
ansehnliche Ausgabe zuzuziehen. Sie war
wahrscheinlich nur gesonnen, so viel zu ge-
ben, als der Unterhalt der Denschicks (so
heissen jene Bedienten) erforderte. Das Ca-
pital aber, welches zur Anschaffung derselben
erfordert würde, macht noch weit mehr aus.
Freylich würde jedes Regiment 65 Soldaten
mehr haben, wenn die Denschicks wegfielen;
das Officiercorps kann aber dieses Opfer
nicht entbehren. Bey den Garnisonbataillonen
steht es noch schlechter als bey den Feldre-
gimentern. In jenen ist das Traktament ohn-
gefähr die Hälfte von dem was es bey diesen
ist. Auch sieht man die Garnisonofficiere bis-
weilen auf eine Art gekleidet, die man nicht
leicht irgendwo wieder findet. Doch wissen
sie oft durch Nebeneinnahmen, auf rechtmä-

fsige und unrechtmäßige Weise ihren Zustand zu verbessern. Sie treiben Gartenbau, oder verleihen Pferde u. s. w. Dieß möchte seyn, aber auch der gemeine Soldat muß ihnen zahlen, damit er nur die Erlaubniß erhält — zu arbeiten. Hat er gleich die Tage, wo er nicht mit dem Dienste beschäftigt ist, nach den Gesetzen ganz frey für sich, so kann er doch auf zu mannichfache Weise von seinen Vorgesetzten eingeschränkt werden, als daß er nicht, um diesem Uebel zu entgehen, gern auf irgend eine Art einen Theil seines Verdienstes hingäbe.

In noch traurigere Umstände, als sie an sich sind, versetzt sich oft der unbegüterte Officier durch Verheirathung. Bey aller Niedrigkeit seines Gehalts hat er uneingeschränkte Freyheit dazu. Dagegen ist auch fast unabänderlich bestimmt, was die unvermögende Wittwe eines Officiers erhält; nämlich entweder einen Jahrsgehalt ihres Mannes, oder auf Lebenszeit den siebenten Theil desselben. Die Kinder bekommen zur Erziehung noch etwas verhältnismäßig, welches ebenfalls auf

einmal, oder jahrsweise gezogen werden kann. Gewöhnlich ziehen die Wittwen für sich und ihre Kinder, die allgemeine Zahlung vor; weil es sehr schwer hält, die jährliche ordentlich zu erhalten. Von dieser festgesetzten Ordnung in Rücksicht der Pensionen, wird bis auf den Majorscharakter nur in ganz außerordentlichen Fällen, oder durch eine außerordentliche Begünstigung abgegangen.

Ich komme auf die Lage der russischen Officiere selbst zurück. Bis zum Capitain stehen sie, wie gesagt, schlecht. Der Premiermajor hat auch nur 350 Rubel; allein er bekommt doch manchen Zuschuss, besonders an Fourage, vom Obersten, der oft so viel Einkünfte hat, als alle übrigen Officiere seines Regiments zusammen. Er allein hat die Wirthschaft desselben und zieht daraus so großen Nutzen, daß seine Einkünfte, wenn er auch nichts weniger als habfüchtig ist, doch wenigstens auf 6000 Rubel gerechnet werden. Zwar beträgt sein bestimmter Gehalt nur so viele hundert, und man kann die Rechtmäßigkeit seiner übrigen Einkünfte be-

zweifeln. Da aber die Einrichtung so ist, daß er ohne Nebeneinnahme mehr als seinen fixen Gehalt zusetzen müßte, wenn alles aufs strengste genommen werden sollte, und die Krone bey einem gewissen Gewinne nichts einbüßt; so sieht man denselben als rechtmäßig an. Jedes russische Regiment soll nämlich zu jeder Zeit marschfertig seyn, und deswegen stets 230 Pferde zur Bagage halten. Für diese bekommt der Chef die Fourage, entweder in Natura oder an Geld, nach dem Preise, welcher in der nächsten Stadt als herrschend angenommen wird. Im letztern Falle ist schon ein Gewinn offenbar, wenn auch alle Pferde unterhalten würden, denn man nimmt den höchsten Preis an. Da nun überdies die Pferde entweder auf dem Lande stehen, oder doch zur Herbeysschaffung der Fourage gebraucht werden können; so muß man als reinen Gewinn für den Obersten die Transportkosten der Fourage von dem Lande in die Stadt ansehen. Er hält aber gewöhnlich nicht die Hälfte, oft nur den vierten Theil der Pferde, die er haben soll, und verleiht

für Geld wohl noch diejenigen, die er hält. Daraus entsteht an manchen Orten ein sehr großer Gewinn. Denn obgleich die Fourage nur auf acht Monathe berechnet werden darf, indem für den Sommer Weide angewiesen wird, so ist doch selbst nach diesem Abzuge, in Riga und um Petersburg die Zehrung eines Pferdes weit über fünfzig Rubel anzusetzen. *) Dieß ist der Gewinn, den man gewissermaßen als rechtmässig ansehen kann. Bey der übrigen Wirthschaft des Regiments ist ohne offenbaren Betrug und ohne Bedrückung der Soldaten nichts zu gewinnen. Der Vortheil, der in andern Diensten durch den gegebenen Urlaub erhalten wird, fällt ganz weg; und sind die Regimenter nicht vollzählig, so darf, wie ich schon angeführt habe, nach den Gesetzen die Löhnung nicht zum Vortheil des Obersten berechnet werden. Ferner wird

*) Es wird auf ein Pferd des Tags zwey Garnitz Hafer gerechnet, welche ohngefähr fünfzehn Metzen Dresdner Mafs für die Woche machen; und von der Höhe des Preises habe ich schon gesprochen.

das Tuch zu den Uniformen von der Krone geliefert; und was sonst an Geld für die Bedürfnisse des Soldaten und der Pferde verwiligt wird, ist in vielen Stücken nur gerade hinreichend, und in andern offenbar zu wenig. So werden zum Beyspiel nur nach einer langen Reihe von Jahren (ich glaube zwanzig) neue Knöpfe für die Uniformen bezahlt. Eben so ist es mit den Ladestöcken der Flinten, mit den Zelten, mit dem Riemenwerk der Pferde, und selbst mit der Erneuerung der letzten. Sie sollen im Frieden dreyszig Jahr dienen. Bey diesen Stücken ist offenbar Schaden, den die Obersten aus ihren Beutel tragen müßten, wenn sie sich nicht sonst schadlos halten könnten. Sie können es reichlich durch den Vortheil, den sie von dem Unterhalte der Pferde ziehen. Allein mancher zieht einen auch vom Unterhalte der Soldaten, und giebt denselben alles was sowohl zu ihrer Bekleidung, als zu ihrer Kost gehört, schlechter, als er es zu geben verbunden ist. Sie sollen daher bisweilen kein Hemde haben, wenn sie gleich Manschetten tragen; und man erzählt, dafs der

Großfürst selbst einmal diesen Betrug entdeckt habe. Für die Wahrheit dieser Erzählung kann ich nicht stehen; dagegen weiß ich von sichern Personen, daß einst ein Oberster einen Capitain ohne Urtheil und Recht an die Kanone schliessen liefs, weil dieser Einwendungen gegen das muffige Mehl machte, das er für seine Compagnie erhalten hatte. Diese Widerfetzlichkeit fand sich nur bey einem Capitain, obgleich alle gleiches Mehl bekommen hatten. Man kann daraus schliessen, wie oft solche Ungerechtigkeiten ungerügt hingehen mögen. Eben diefs bestätigen folgende Vorfälle. Ein Oberster forderte von einem neuangestellten Capitain, daß er den Empfang der Löhnung für seine ganze Compagnie bescheinigen sollte, ob sie gleich nicht vollzählig war, und wollte ihn auf seine Weigerung das Unstatthafte derselben dadurch eindringlich machen, daß er geradezu sagte, es wäre immer so gewesen, und noch kein Capitain habe Einwendungen gemacht. Ferner wurde einmal der ausgetretene Oberstlieutenant des Großfürstlichen Regiments öf-

fentlich citirt, weil er die offenbar falschen Rechnungen des Obersten unterschrieben habe. Ein solcher Unterschleif gieng bey einem Regimente vor, dessen Specialaufseher doch seiner strengen Pünktlichkeit wegen von jeher bekannt war!

Ich habe bisher nur hauptsächlich von der Infanterie gesprochen. Die Obersten bey der Cavallerie können sich noch viel grössere Einkünfte verschaffen. Ein Officier von derselben hat mir folgendes Verfahren bey seinem Regimente erzählt. Wenn nach dem höchsten Preise der nächsten Stadt ausgemacht war, wie viel zum Unterhalt der Pferde der Krone anzurechnen sey, so nahm der Oberste die Hälfte davon, und gab die andere Hälfte den Rittmeistern zur Anschaffung der Fourage. Diese nahmen wieder die Hälfte und überliessen die Besorgung dem Wachtmeister, der immer noch Vortheil genug davon hatte, um gut leben, und mehrere Pferde auf seine eigne Hand halten zu können.

Doch würde es ungerecht seyn, das aus den angeführten Thatfachen entstehende Ur-

theil auf alle Obersten auszudehnen. Es giebt ihrer ohne Zweifel, die sich keines offenbar ungerechten Gewinns schuldig machen, und selbst den quasi rechtmässigen, noch mit den armen Officiern theilen. Als ein solcher Mann ist mir der jetzige Gardemajor General Wafiltschikow genannt worden. Er hielt nicht nur die gemeinen Soldaten gut, und wurde von ihnen geliebt, sondern er unterstützte auch die Officiere, hielt sie in Pferden frey, und trug für sie einmal die ganzen Unkosten, welche eine Abänderung der Uniform nach sich zog. Auch verschwendete er seine Wohlthaten nicht an Undankbare. Dieß erfuhr er besonders, als er zum Major der Garde ernannt worden war, und die stets schwierigen Rechnungen mit dem Nachfolger im Regimente abzumachen hatte. Die Officiere nahmen die Uebergabe des Regiments auf sich und er reiste ab, noch ehe sein Nachfolger anlangte. — Wehe hingegen einem Obersten, der sich sein Regiment durch Habsucht zum Feinde gemacht hat. Außerdem, daß er viele Sachen, die in

schlechten Zustande sind, nothwendiger Weise selbst vergüten muß, ist er einer Strenge ausgesetzt, die ihm theuer zu stehen kommt. In diesem Falle war der Oberste T. . . ein Deutscher, bey dessen Abgange ein Capitain vor seinen Augen, zum Zeichen der Schlechtigkeit, selbst solche Ladestöcke zerbrach, die er, frey von Rache, gewiß würde haben passieren lassen. Als eben dieser Oberste von dem ganzen Regimente Abschied nahm, konnte auch nicht ein gefälliges Wort erhalten, und er brach gegen die Soldaten in die Worte aus: Ihr Schweine, habt ihr denn gar nichts zu sagen? — Sie sagten durch ihr Stillschweigen mehr als zu viel. Er hatte aber auch, wie man sagt, seine Habsucht so weit getrieben, daß er die Soldaten zur Arbeit verdang, und den Lohn in seine Tasche steckte.

Auch in andern Ländern werden bey dem Militair die Untergebenen von ihren Obern bisweilen gedrückt, aber so arg als es in Rußland geschehen kann, und zum Theil wirklich geschieht, schwerlich. Eine Klage des gemeinen Soldaten kann gar zu üble Fol-

gen haben. Ich habe schon angeführt, daß ein Unterofficier jedem Gemeinen, um wahrer oder scheinbarer Vergehen willen, aus eigener Machtvollkommenheit bis auf zwanzig Prügel ertheilen kann. Wie die Menge derselben im Verhältniß des Ranges steht, weiß ich nicht, daß aber der Oberste, wenn auch nicht dem Rechte, doch der That nach, ihrer so viel austheilen läßt, als er für gut findet, d. h. zu mehreren hunderten, ist mir von Officieren versichert worden. Bey den irregulairen Truppen schränkt man sich nicht einmal auf Stockschläge ein; da schleift der Officier den Gemeinen mit den Haaren auf der Erde herum, und tritt ihn mit Füßen. Anders, sagte ein Cosakenlieutenant, als er eben dieß gethan hatte, ist mit den Leuten nicht auszukommen.

Die Officiere stehen zwar dem Gesetze nach zu dem Obersten in eben dem Verhältnisse wie in andern Ländern; ja selbst die Unterofficiere und Sergeanten, wenn sie von Adel sind, sollen keiner Leibesstrafe unterworfen werden. Allein der Oberste behan-

delt die Untergebenen doch nicht immer mit der Delicateſſe, mit welcher ſie ſonſt gewöhnlich behandelt werden. Der Hauptgrund ſcheint mir in der Strenge zu liegen, mit welcher hier über das Duellverbot gehalten wird. Außer dem Dienſte muß in andern Ländern ſelbſt der Regimentschef alles vermeiden, was einer perſönlichen Beleidigung ähnlich ſehen könnte, wenn er ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, von ſeinen Untergebenen geſordert zu werden. In Rußland iſt daran nicht zu denken. Wer eine Ausforderung ſchickt und angegeben wird, kann, ohne groſſe Begünſtigung einer harten Strafe nicht entgehen; und wer ſich nicht ſchlagen will, verliert an ſeiner Ehre nichts. Daß er den Dienſt verlaſſen müſſe, wird von ſeinen Cameraden auch im Traume nicht gedacht. Rußland ſcheint in dieſem Stücke eine vortheilhafte Ausnahme unter den übrigen europäischen Mächten zu machen, wo die Duelle ſtreng verboten ſind, und doch als nothwendig angeſehen werden. Es iſt nur ſchlimm, daß die Strenge, mit welcher über jenes Ver-

bot gehalten wird, wahrscheinlich den angeführten Nachtheil hat, und dadurch die Frage, ob die Duelle unter Militairpersonen abgeschafft werden können, noch zweifelhafter macht, als sie schon an sich ist. Sie sind allerdings ein starker Zaum. Da er in Rußland wegfällt, so kommt bey dem Betragen der Obern gegen die Untergebenen alles theils auf die Denkungsart, theils auf das Verhältniß an, in welchem sie mit mächtigen Personen stehen. Hat der Oberste weder den befehlenden General noch die Glieder des Kriegskollegiums zu fürchten, so kann er gegen die Untergebenen seinem rauhen Charakter vollen Lauf lassen. Ahmt aber ein solches Betragen derjenige nach, der auf nichts zu trotzen hat, so erfährt er auch bisweilen von den Gedrückten Demüthigungen, die in andern Ländern nicht Statt finden.

Der Capitain L. . . war bey mehreren Gelegenheiten von seinem Obersten beleidigt worden, weil er sich seinen ungerechten Forderungen widersetzte. Anfangs trug er sein Schicksal in Geduld, und suchte immer wie-

der auf einen guten Fuß mit seinem Chef zu kommen. Endlich aber beschloß er einen völligen Bruch, und achtete nicht nur nicht auf eine Einladung desselben, als nach der Musterung alle Officiere traktirt wurden, sondern ließ auch die Soldaten seiner Compagnie singend, oder vielmehr schreyend, in dem Lager umher gehen, und sich vorzüglich in der Nähe des Zelt des Obersten aufhalten. Dieser gerieth in einen heftigen Zorn darüber, daß die Tafelmusik überschrien wurde, ließ sich aber, um nur Ruhe zu haben, zu der Bitte herab, daß der Capitain seinen Leuten das Schreyen verbieten möchte. Die Ursache dieses Verfahrens war, daß der Oberste seinen Credit im Kriegskollegium verloren, und der Capitain einen Verwandten unter den Gliedern desselben hatte. Ueberdies mochte das Gefühl des Unrechts, welches der erste dem letzten neuerlich angethan hatte, wohl mit wirksam seyn. Die Sache war diese:

Schon lange hatte die Stadt Riga übermäßig viel Holz und Licht für die Hauptwachen liefern müssen, und sich deswegen an

den nun verstorbenen Platzmajor gewandt. Dieser hatte eine Abänderung nur dadurch als möglich vorgestellt, daß ihm jährlich eine gewisse Menge Holz und Licht geliefert und der besondere Auftrag ertheilt werde, die Hauptwachen damit zu versorgen. Die Stadt nahm den Vorschlag gern an, und der Generalgouverneur willigte ein. Auch konnte in der That dabey die Stadt und der Platzmajor gewinnen, ohne daß die Soldaten wirklich mehr verloren, als sie bisher verschwendet hatten. Der Major wollte aber den Gewinn ins Große treiben, ließ die Soldaten halb erfrieren, nachdem sie zuvor beynahe verbrannt waren; und nicht zufrieden mit dem großen Gewinne, welchen er aus dem Verkauf des Holzes zog, erstreckte er endlich auch seine Speculation auf das Licht, und ließ es selbst der Officierstube daran fehlen. Viele Officiere hatten sich nur gegen ihre Cameraden darüber beschwert, und aus ihren Beutel das nothwendige Licht gekauft, um nicht mit ihrem Vorgesetzten während der Wachtzeit gespannt zu werden; der gedachte Capitain aber,

ob er gleich cajolirt worden war, bewies nicht gleiche Schwachheit, sondern forderte was ihm gebührte. Der Major, anstatt gleich seinen Beschwerden abzuhelpfen, berief sich auf das Beyspiel seiner Cameraden. Keiner von beyden Theilen wollte nachgeben; und da der Major nichts mit Vorstellungen ausrichten konnte, nahm er die Gewalt zu Hülfe, beschwerte sich über Mangel der Subordination bey dem Generalgouverneur, und erhielt von diesem, daß der Capitain als Arrestant dem Regimente ins Lager zurück geschickt werde; dadurch hoffte er zu schrecken, und seine Absicht zu erreichen. Er bot nun die Hand zur Versöhnung, aber umsonst. Der Capitain gab lieber seinen Degen als seine Einwilligung zu einer Unbilligkeit. Diese stellte er dann seinem Obersten vor und bat um Satisfaction bey demselben, wurde aber mit den Worten abgefertigt: er mache beständig Stänkereyen, habe sie mit ihm (dem Obersten) angefangen, und fange sie nun auch mit den Platzmajor an. Gleichwohl war der Oberste der einzige Mann, der helfen

könnte. Ohne Vermittelung desselben bey dem Generalgouverneur zu klagen, wagte der Capitain nicht, weil er glaubte, bey diesem habe nicht nur stets derjenige Recht, der zuerst spräche, sondern auch der Major überhaupt ein ziemliches Gewicht. Er fürchtete daher, über den Schimpf, ins Lager zurück geschickt worden zu seyn, noch einen derben Verweis über den Mangel an Subordination zu bekommen.

Nicht nur in Rücksicht auf die Personen, sondern auch auf die ganze äußere Einrichtung des Regiments zeigen die Obersten eine Gewalt, die in andern Ländern nicht Statt findet. In diesen ist die Uniform der Gemeinen wie der Officiere nach allen Stücken so genau bestimmt, daß willkührliche Abänderungen gar nicht vorgenommen werden können. In Rußland ist es etwas anders. Ich sah für die Gemeinen eine willkührliche Aenderung in den Zelten und in der Kopfbedeckung, und bey den Officieren nicht nur die letzte nebst den Epauletten, sondern auch die ganze Uniform nach dem bloßen Willen des

Obersten ändern oder beybehalten. Was er bey den Gemeinen ändert, soll freylich auf seine Kosten geschehen; doch sah ich auch einmal, daß es auf Kosten des Publikums geschah. Der Gemeine trägt nach der neuen Einrichtung des Fürsten Potemkin eine Art Casket mit einer über der Stürze herumgelegten dicken, runden Wulst. Diese war ursprünglich von aufgerissener gelber Wolle. Ein Oberster meinte eine Wulst von schwarzen Pferdehaaren müßte besser stehen, und führte sie ein. Dieß Beyspiel wurde nachgeahmt zum grossen Nachtheile der Pferdeschwänze. Keiner war in Riga zu der Zeit, als bey den dort stehenden Regimentern dieser Putz Mode wurde, vor dem Abschneiden sicher. Und dieß geschah nicht nur ohne Einwilligung der Nießbraucher (der Pferde) sondern auch der directen Herren. Fuhr man mit Langschwänzen in ein Lager, so mußte man fürchten, mit Stutzschwänzen zurück zu kommen, wenn man nicht zu dem Fuhrwerk eine Schildwache stellen ließ. Der Bauer bekam solche Wachen nirgends, und durfte da-

her seine Pferde nie allein stehen lassen, ohne sie von Soldaten gestützt zu sehen. Dieser Raub dauerte eine ziemliche Zeit, bis bey dem Generalgouverneur von seinen Bauern darüber geklagt wurde. Er liefs einen Soldaten, der ertappt worden war, Spiessruthen laufen. Strafe hatte eigentlich der Oberste verdient; denn um feinetwillen war der Raub begangen worden. Er hatte zur Abänderung des Kopfputzes nichts aus seiner Casse verwilliget, sondern nur den Capitainen zu verstehen gegeben, dafs er ihre Compagnien mit Pferdewulsten versehen wünsche; und diese hatten wiederum die Gemeinen veranlafst, für Pferdehaar zu sorgen. Bey diesem Gange der Sache war es voraus zu sehen, dafs die Aenderung auf Kosten des Publikums geschehen würde. Ja selbst nachdem jene Strafe von dem Generalgouverneur einmal aufgelegt worden war, unterblieb das widerrechtliche Abschneiden der Pferdeschwänze nicht. Glücklicher Weise war der gröfste Theil des Regiments schon mit dem neuen Kopfputze versorgt; aber unglücklicher Weise folgte die

Garnison dem Beyspiele der Feldregimenter, und das diebische Stutzen |gieng noch lange fort.

Die Grenzen, in welchen die Gewalt des Obersten bey Abänderung dessen, was zur Ajustirung der Soldaten gehört, eingeschlossen ist, kann ich nicht bestimmen; vielleicht können es selbst wenige Officiere. Dieß zu glauben, veranlaßt mich folgender Vorfall. Der Oberste Graf B. . . hatte kaum ein Regiment bekommen, als er es im Aeufßern zu reformiren beschloß; der General aber, unter dem es stand, fand die projectirte Reform zu stark, verbot sie und bewog dadurch, wie man sagt, den Obersten, sein Regiment eben so geschwind wieder abzugeben, als er es erhalten hatte. Wenn ich dabey hinzusetze, daß er dessen ungeachtet im Dienste blieb, so denken Sie vielleicht, wie ist das möglich? Ich habe Ihnen darauf nichts zu antworten, als daß Rußland das Land der Möglichkeiten ist — zu verwundern war aber allerdings jener Schritt. Ein Regiment ist das Ziel, wornach am meisten gestrebt, und welches ge-

wöhnlich selbst bey einem Avancement sehr ungern verlassen wird. Und das ist natürlich. Der Generalmajor, der wie jeder andere General, nie Inhaber eines Regiments ist, hat alles in allem 1200 Rubel Gehalt. Daher ein solches Avancement bisweilen zur Strafe gebraucht wird. Der Oberste, welcher einen Capitain an eine Kanone hatte schliessen lassen, wurde nach untersuchter Sache, General; und eine gleiche Rangerhöhung wiederfuhr dem angeführten Obersten T. . . . als seine Unthaten durch keinen Credit mehr bedeckt wurden. Das Avancement hat überhaupt in Rußland viel Sonderbarkeiten die ich Ihnen mittheilen will.

Sie werden vielleicht in manchen Büchern Klagen über die Misbräuche gefunden haben, die mit dem Dienste bey den Gardes getrieben werden; und in der That sind sie so mannichfaltiger und zum Theil so starker Art, daß eine Reform höchst nothwendig ist. *)

*) Diese Reform hat der jetzige Kaiser wirklich gemacht.

Die Leibwachen der Fürsten haben von jeher fast überall Vorzüge vor den andern Soldaten gehabt. Es ist dieß auch natürlich, und wird selbst von denjenigen, welche gewissermaßen darunter leiden, gewöhnlich nicht gemißbilligt. Aber so ungeheure Vorzüge, als die Garden gesetzmässig in Rußland besitzen, und so entsetzliche Misbräuche, als sich dabey eingeschlichen haben, findet man wohl jetzt in keinem europäischen Staate. Dafs der Officier dem Range nach zwey Schritte vor andern voraus hat, mag seyn; auch könnte man es wohl noch gut heissen, dafs dieser Rang bey einer Versetzung aus den Garden in die Feldregimenter um vorzüglicher Geschicklichkeit willen geltend gemacht werde. Denn das bloße Avancement nach der Anciennität, so nothwendig es auf der einen Seite scheint, hat doch auf der andern seine grossen Nachtheile, denen durch eine solche Versetzung abgeholfen werden könnte. Auf Geschicklichkeit und Thätigkeit sieht man aber dabey gar nicht. Ein Cornet, ein Fähndrich bey den Garden hat Capitains Rang in der Ar-

mee, und wird folglich in derselben nach einigen Jahren, auf sein Verlangen als Major angestellt; und ein Capitain verläßt die Garde nur, um gleich Chef eines Regiments zu werden, ohne Verdienste nöthig zu haben. Dieß ist schon ein großes Uebel, noch größer wird es aber dadurch, daß man jene Versetzung bis auf die Sergeanten und Wachtmeister erstreckt. Um Officier bey der Garde zu werden, bedarf man einer großen Gunst; der Stellen sind nicht viele, und nach der Anzahl von diesen richtet sich auch natürlicher Weise die Anzahl der in den Feldregimentern zurückgesetzten Officiere. Hierzu kommt noch, daß nur wenige von der Garde sich bald in die Armee versetzen lassen; die meisten dienen erst bis zum Capitain. Sergeanten und Wachtmeister hingegen macht man in so großer Menge, daß ihrer jährlich einige hundert als Capitaine in der Armee angestellt werden, und die übrigen doch immer noch über die Langsamkeit des Avancements klagen. Bey der Ismailowschen Garde waren zu der Zeit, als ich mich in Peters-

burg aufhielt, zwey tausend Sergeanten, und bey der Garde zu Pferde sieben hundert Wachtmeister. Bey dieser entsetzlichen Menge ist es natürlich, daß nicht der dreyszigste Theil wirklich dient. Die meisten kommen auf einige Monate nach Petersburg, nehmen dann Urlaub, und lassen sich denselben von einem Jahre zum andern bis zu der Zeit verlängern, da sie in der Armee angestellt zu werden hoffen, d. h. bis die sogenannte Dienstzeit fünf Jahre beträgt. Viele warten diese Zeit nicht einmal ab. Wer eine gewisse Summe Geldes anwenden kann und will, wird auch ausser der Reihe als Capitain in jedem von ihm selbst beliebten Regimente angestellt, und hat noch überdies den Vorzug, daß er gleich volle Gage bekommt, wenn er gleich übercomplet ist. Vortheilhafter kann man in der That einige tausend Rubel nicht anlegen; *) und an Personen, die zu einer so vor-

*) So viel ist nicht einmal immer nöthig; 1500 Rubel sind gewöhnlich hinreichend. Wer sich aber nicht vorsieht, muß wohl das Dreyfache geben. Bisweilen wird nach Judenart

theilhaften Anlegung behülflich sind, fehlt es nie. Nicht auf Gunst, sondern nur auf das Geld kommt es an. Darüber wundert man sich freylich Anfangs, wenn man weiß, daß nicht von einzelnen Personen, sondern von dem ganzen Kriegskollegium die Anstellung eines Officiers abhängt, und kann sich einen solchen Misbrauch nicht anders als unter der Voraussetzung einer allgemeinen Niederträchtigkeit vorstellen; wird man aber mit dem Ganzen der Sache näher bekannt, so sieht man die Möglichkeit derselben, ohne gerade eine ganz verdorbene Denkungsart voraus zu setzen. Daß alle Männer, die Einfluß auf das Kriegskollegium haben, ihre Freunde und Verwandten gern auch ohne unmittelbaren Vortheil befördern, wird vorausgesetzt; und in der That ist, um der Gunst gar nichts einzuräumen, eine Rechtschaffenheit erforderlich, wovon sehr viele Menschen nicht einmal

gehandelt. Von 5000 Rubel, die in einem mir sehr genau bekannten Falle das erste Gebot waren, rückte man bey dem zweyten Vorschlage bis auf die Hälfte herunter.

einen Begriff haben; man schilt wohl gar diejenigen hart, die auf eine strenge Gerechtigkeit halten. Und wird der Freundschaft und Verwandtschaft etwas eingeräumt, so hat auch die Habsucht gutes Spiel. Wer kann immer untersuchen, aus welchen Gründen ein junger Mensch zur Beförderung empfohlen wird? Ia selbst derjenige, welcher offenbar um des Geldes willen eine Bitte unterstützt, weifs nicht nur in fremden Augen, sondern vielleicht sogar in seinen eignen den Schein von Unbescholtenheit zu erhalten. So offenbar der Handel mit den Capitainsstellen unter den Helfershelfern getrieben wird, und so wenig sich selbst diejenigen, welche eine durch Geld erhalten, sich scheuen zu sagen, wie viel sie ihnen kostet; so behandelt man doch die hohen Personen, auf deren Einfluß es hauptsächlich ankommt, mit grosser Delicatsse, wie es auch wohl nöthig ist. Einen Antrag, dessen Gewicht bloß auf dem Gewichte des Geldes beruhte, würde der gerechte Stolz wahrscheinlich oft verwerfen. Gerechtigkeit und Billigkeit werden also ins Spiel

gebracht. Bald hat der Vater des jungen Menschen sich so um den Staat verdient gemacht, daß die Auszeichnung von diesem nur eine billige Vergeltung ist; bald ist er zurück gesetzt worden, so, daß das ihm angethane Unrecht wieder gut gemacht werden muß; bald verspricht er durch seine Geschicklichkeit dem Staate so große Dienste, daß diese zu einer Ausnahme berechtigt. Kurz, der Vorstellungen von bessern Gehalte, als die klingende Münze, sind so viele, daß diese gar nicht in Erwähnung gebracht, und nur nachher, nicht in Natura, sondern in angenehmer Form aus Dankbarkeit demjenigen dargebracht wird, welcher sich von jenen Vorstellungen zu einer gerechten oder billigen Handlung hat bewegen lassen.

Durch die Leichtigkeit vermittelt der Garde in die Armee gleich als Capitain einzurücken, ist es so weit gekommen, daß sich nicht leicht ein junger Mensch aus einer angesehenen oder wohlhabenden Familie in einem niederern Grade anstellen läßt. Auch stellt die Kaiserin unmittelbar selten einen

anders an. So machte sie verschiedene französische Emigrirte gleich zu Hauptleuten, die in Frankreich selbst das nicht waren, oder gewifs viel später geworden wären. Ia, junge Leute, deren Vätern sie vorzüglich wohl will, werden noch vor ihrem zwanzigsten Jahre zu Majoren ernannt, ohne den geringsten Dienst gethan zu haben.

Man kann diese schnelle Erhebung von zwey Seiten betrachten, von Seiten des Einflusses auf den Dienst, und von Seiten der Gerechtigkeit. In der ersten Rücksicht sind wohl viele Personen versucht zu denken, daß die Armee schlecht mit Officieren versorgt gewesen seyn müsse; und es kann auch seyn, daß sie ihre Meinung mit einer grossen Anzahl von Beyspielen zu belegen wissen. Allein wenn gleich die Unerfahrenheit der obern Officiere manches verderben sollte; so trifft es sich doch selten, daß sie nicht von ihren geübtern Untergebenen Rath annehmen; und ist dieser nicht hinlänglich, allen Nachtheilen zuvor zu kommen, so werden sie wieder durch Vortheile gedeckt. Wer

alle Stufen nach der Anciennität durchwandern soll, hat wenig Hoffnung je Gebrauch von der Geschicklichkeit eines Feldherrn zu machen, und kann daher leicht in Versuchung gerathen den großen Dienst, der doch gewiss von den kleinen unendlich verschieden ist, zu vernachlässigen; oder er wird General in einem Alter, das oft die im Kriege so nothwendige Entschlossenheit schwächt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß bey aller Unerfahrenheit so mancher Officiere doch im Ganzen die russische Armee fast stets siegreich gewesen ist. Hiermit will ich aber gar nicht das frühe Avancement der jungen Leute in Rußland entschuldigen. Die Ungerechtigkeit, die dabey begangen wird, ist groß. Zwanzig bis dreyßig Jahre hat bisweilen ein Officier gedient, und wenn er nun endlich hofft Capitain oder Major zu werden, so sieht er sich einem unbärtigen und unerfahrenen, vielleicht zum Militairdienst ganz ungeschickten Lünglinge nachgesetzt.

Im Kriege kann bisweilen ein solcher Verlust nachgehohlt werden. Es geschieht nicht

selten und viel häufiger, als in andern Ländern, daß bey einer bewiesenen Tapferkeit oder Geschicklichkeit der Officier nicht um eine, sondern mehrere Stufen zugleich hinaufgerückt. Vor Oczakow war bey einem Bataillon, das eine Redoute ersteigen sollte, der Major als krank im Lager geblieben, der Capitain bey dem ersten Angriffe getödtet worden, und der nun commandirende Lieutenant so glücklich gewesen, die Redoute zu ersteigen. Dafür wurde er auf der Stelle zum Major ernannt. In andern Diensten würde dieser Sprung schwerlich geschehen seyn. Auch kann man denselben, ohne dem Verdienste des Officiers zu nahe zu treten, wohl nur als eine Folge des Glücks und der Raschheit des Fürsten Potemkin ansehen, der gerade in der Nähe dieser Redoute war, und sich von dem Gedanken des errungenen Sieges hinreißen liefs. Es giebt aber doch eine eigne Anordnung, welche einen solchen Sprung in vielen Fällen als rechtmässig darstellt. Es ist nämlich die Dienstzeit für jeden Grad auf sechs Jahre festgesetzt. Trift

es sich nun, daß ein Officier zwey, dreymal so lange in einer Stelle dient, und nachher um irgend einer That willen bemerkt wird, so rechnet man ihm die verflossene, und Anfangs nicht bemerkte Dienstzeit in seinem Avancement an.

Dieß ist etwas, aber im Ganzen wahrlich sehr wenig gegen die Ungerechtigkeiten, welche bey dem Avancement vorkommen. Sie werden dieß schon nach meinen bisherigen Bemerkungen finden, und doch muß ich noch mehrere Schleichwege anführen, auf welchen man zu steigen sucht. In der Regel avancirt der Officier, die eingeschobenen Gardisten weggerechnet, nach der Anciennität. Seine ältern Cameraden zu überspringen, geht ohne ausdrücklichen Befehl der Kaiserin nicht. Aber erstlich wird bis zum Major gewöhnlich eine Rangerhöhung verwilligt, wenn sich ein Officier freywillig nach Sibirien versetzen läßt. Dieß kann man billig finden. Auch ist es begreiflich, wie das Kriegskollegium um Officiere in Sibirien verlegen seyn kann. Auf seinen Befehl muß zwar jeder Officier

dahin; er kann aber, sobald er angelangt ist, theils um seinen Abschied, theils um Versetzung bitten. Die letzte wird selten und der erste gar nicht verweigert; und bey einer Subalternenstelle bleibt nur derjenige in Sibirien, welcher weder Vermögen noch Gönner hat. Unter diesen Umständen läßt sich gegen die Erhöhung des Charakters bey einem freywilligen Erbieten nach Sibirien zu gehen, nichts einwenden. Man soll sich ja einmal genöthigt gesehen haben, eine dort vacante Capitainstelle, mit Vergütung der Reisekosten, öffentlich auszubiethen, und sie einem Manne zu geben, der gar nicht gedient hatte. Aber jenes freywillige Erbieten ist, wie man sagt, bisweilen nur ein Kniff. Der deswegen avancirte Officier reist nicht ab, hat wohl gar die Keckheit in Petersburg zu bleiben, giebt nach drey bis sechs Monaten eine Bittschrift ein, wieder bey einem Regimente im europäischen Rußland angestellt zu werden, und erhält, was er begehrt. Mit diesem Schleichwege hat ein anderer Aehnlichkeit. Der Officier, der bey seinem Regimente noch auf kein Avan-

cement Anspruch machen kann, erhält dasselbe durch einige Begünstigung, indem er sich bey einer Commission z. B. bey dem Proviantwesen anstellen läßt, das von einrangirten Officieren verwaltet wird. Ist er da einige Zeit wirklich, oder dem Schein nach, gewesen, so hascht er nach der ersten besten erledigten Stelle in einem Feldregimente, oder läßt sich auch als übercomplet anstellen. Diefes hält nicht schwer; denn das Versetzen von einer Stelle zur andern, und von einem Regimente zum andern, ist überhaupt sehr leicht. In den meisten Ländern ist das Versetzen einer gewissen Ordnung unterworfen, und geschieht gewöhnlich nur bey einem Tausche oder bey einer Vacanz. Diese Bedingungen aber sind in Rußland bis zum Oberstlieutenant gar nicht nöthig. Ist ein Officier mit seiner Lage, um irgend einer Ursache willen, nicht zufrieden; so sucht er um die Versetzung in ein von ihm gewähltes Regiment an, und thut selten eine Fehlbitte. Alles, was er dabey verliert, ist die Gage, bis er bey dem Regimente, wo er sich anstellen läßt, in dem

Range einrückt, den er zuvor gehabt hatte. Daher trägt sichs nicht selten zu, daß bey einem grossen Ueberflusse von Officieren überhaupt manches Regiment doch Mangel daran leidet. Bey einem fehlten ihrer einmal nicht weniger als achtzehn, während daß in einem andern ihrer sieben übercomplet waren. Ausser dieser Unordnung ist auch die Zurücksetzung vieler Officiere, die weder Geld noch Gunst haben, eine unvermeidliche Folge des leichten Ueberganges von einem Regimente zum andern.

Endlich ist selbst der Abschied noch ein Mittel zum unregelmässigen Avancement. Man sucht ihn mit Erhöhung des Charakters zu erhalten, bittet bald darauf wieder um Anstellung, und erhält sie wirklich nach dem erhöhten Charakter, wenn man die gehörigen Triebfedern wirken lassen kann. Diefs führt mich zu einigen Bemerkungen über das Ende des Dienstes und den Nichtdienst. In beyden Punkten liefert Rußland Eigenheiten. Peter I. forderte sehr ernstlich, nicht nur überhaupt, daß der Adel dem Staate in ir-

gend einem Amte diene, sondern auch zu gewissen Zeiten, daß er Militairdienste thue. Auch herrschte bis auf Peter III. die Regel, daß ein Officier nur um Kränklichkeit willen seinen Abschied verlangen könne. Man hat diesen Zwang als eine barbarische Einrichtung angesehen; und neuerlich hat Neker noch an der französischen Constitution dieß scharf getadelt, daß sie der Regierung die uneingeschränkte Befugniß ertheile, jeden Bürger zum Kriegsdienst zu zwingen. Er nennt den Geist einer solchen Verordnung eine politische Brutalität, die in einem Menschen nichts als ein lebendiges Wesen sehen will. Manche starke Gründe hat eine solche Behauptung allerdings; allein sie beruhen sämmtlich auf der Voraussetzung von Mißbräuchen, und hauptsächlich von dem, daß der Krieg als ein Mittel sich zu vergrößern und dem Ehrgeitze der Regierung zu dienen betrachtet wird. Unter dieser Voraussetzung aber muß man nicht sagen, es sey widerrechtlich alle Bürger, sondern einen einzigen zum Soldatendienste zu zwingen.

Diente der Krieg hingegen bloß, wie es seyn sollte, das Land zu vertheidigen, und sein Hab und Gut zu schützen; so kann es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß jeder Staatsbürger im Nothfalle die Waffen zu ergreifen verpflichtet sey. Will man dabey Grade der Verbindlichkeit annehmen, wie man mit Recht thun kann, so trifft der höhere Grad den Adel. Seine Vorzüge leiten sich bloß von seiner Bestimmung zu Militairdiensten her; und will er jene behalten, so muß er sich im Falle der Noth auch diesem vorzüglich widmen. Wenn ferner es der Gerechtigkeit zuwider ist, einen Staatsbeamten, auf welche Weise er es sey, zu entlassen, bloß weil es der Regent will; so muß es auch gegenseitig der Gerechtigkeit zuwider seyn, daß ein Staatsbeamter sein Amt niederlege, bloß weil er es will. Alles was man wider diese gegenseitige Verbindlichkeit anführen kann, ist davon hergenommen, daß bey dem jetzigen Zustande der Dinge der Regent leicht wieder Diener, der abgesetzte Diener aber nur selten wieder im Auslande ein Amt, oder im Vater-

lande irgend etwas erhalten kann, was den Verlust seines Amtes ersetze. Diese Einwendung fällt weg, wenn es dem Staate allerdings schwer wird, erledigte Stellen so auszufüllen, wie sie von den abgegangenen Beamten ausgefüllt wurden. Alles dieses spricht für den Zwang, welchen Peter I. dem Adel anthat; es giebt aber freylich einen Punkt, der gegen ihn spricht. Er würde wohl nie in die Nothwendigkeit versetzt worden seyn, so hart gegen den Adel zu verfahren, wenn er nicht viele Jahre Krieg geführt hätte, um sein Reich zu vergrößern. Erst dann, als er deswegen eine unfägliche Menge Menschen aufgeopfert hatte, legte er jenen Zwang auf. Dieser bestand bis auf Peter III. der es dem Adel frey stellte, ob und wie er dienen wollte, in der Armee oder in den Gerichten. Catharina II. liefs diese, wie manche andere menschliche Anordnung, ihres unglücklichen Gemahls bestehen. Doch ist es dabey geblieben, dafs der Adel ohne Dienst gar keinen Rang giebt. In andern Ländern giebt er zwar auch keinen bestimmten Rang, aber doch gewisse äufsere Vorzüge.

Der Edelmann kann meistens bey Hofe erscheinen, wenn er auch nicht dient — und zwar oft eher, als wenn er dient. Dieß ist in Rußland nicht der Fall. Wer nicht Majorscharakter hat, wird weder in die Antichambre noch bey Bällen des Hofes zugelassen. Zu dieser Ehre gelangt hingegen selbst der Bürgerliche, sobald er nur bis zu dem genannten Grade gestiegen ist. Dieser kann ferner mit vier Pferden fahren, selbst wenn er keinen bestimmten Rang hat, sondern nur in der Classe der nahinhaften Bürger ist, zu welcher jeder graduirte Gelehrte und jeder Kaufmann gehört, der eine gewisse Vermögenssteuer erlegt, oder dreymal zu gewissen Stadtämtern gewählt worden ist. Der Adelige hingegen, der gar nicht gedient hat, darf in Städten nach dem Gesetze nicht einmal mit zwey Pferden fahren. Nur seine Frau hat eigentlich Erlaubniß dazu, und es hängt von ihr ab, ob sie ihren Herrn Gemahl als einen Appendix will durchschlüpfen lassen. Wird nicht immer über dieß Gesetz gehalten, so wird es doch von Zeit zu Zeit wieder publicirt, und

macht böses Blut. Eine Frau liefs sich fogar, wie man sagt, von ihrem Manne scheiden, weil ihr Gemahl, ein Baron schlechtweg, nicht mit zwey Pferden fahren durfte. Diefs im Vorbeygehen.

Dem Officier wird, wie gesagt, der gebetene Abschied ertheilt. Doch kommt es auf verschiedene Umstände an, ob er zugleich um einen Grad höher rücken soll oder nicht. Der Regel nach wird die Standserhöhung allen Ausländern abgeschlagen. Und selbst der Inländer erhält sie nur dann, wenn er seine Unfähigkeit zum Dienst beweisen kann. Ich meine die körperliche Unfähigkeit. Wäre die geistige auch eine hinlängliche Ursache, so müfste die Standeserhöhung sehr oft bey dem Abschiede Statt finden; denn selbst der Mangel an Lust und gutem Willen gehört unter die Rubrik der geistigen Unfähigkeit. Die körperliche muß in Rußland durch ein Zeugniß, nicht, wie gewöhnlich in andern Ländern, von dem Regimentschef, sondern von dem Regimentschirurgus, oder dem Kreis- arzte bescheinigt werden. Ueber die Falsch-

heit dieser Zeugnisse liefs sich sehr viel sagen; und wer etwa seinen Beobachtungsgeist zuerst in Rußland übte, könnte leicht in Gefahr kommen zu denken, er habe eine häßliche Seite in dem Gemälde desselben entdeckt. Vergleicht man aber dieselbe mit der homogenen in andern Gemälden, so wird man die erste noch schön gegen die letzte finden. Nirgends ist sehr auf ein Zeugniß zu trauen, das sein Gewicht bloß aus der allgemeinen oder besondern Verbindlichkeit, die Wahrheit zu sagen, erhalten soll, wenn dieß Zeugniß sichtbaren Nutzen für bestimmte Personen, und nur einen entfernten oder unmerklichen Nachtheil für andere hat; und nirgends wird ein Regimentschef über ein solches Zeugniß zur Rede gesetzt, wenn man auch vermuthet, daß es nicht seine Richtigkeit habe. Einem Arzte, oder gar einem Chirurgus, (denn leider! muß man unter beyden in vielen Ländern noch einen großen Unterschied machen) ist weit leichter beyzukommen. Auch weifs ich in der That einen Fall, wo in Rußland eine besondere Commission zur Untersuchung

der Wahrheit eines Zeugnisses niedergelegt wurde, das von einem Kreisarzte über den Gesundheitszustand eines Officiers ausgestellt worden war. Dieß ist noch nicht alles, was sich zum Vortheil für Rußland sagen läßt. Der Hauptunterschied zwischen diesem und andern Ländern, in der angegebenen Beziehung, besteht darin, daß auf ein solches zweifelhaftes Zeugniß keine Pension ertheilt wird. Wer nicht mehr im Felde dienen kann, wird auf sein Gesuch in eine Garnison gesetzt, und ist er auch da Alters wegen nicht mehr zu gebrauchen, so wird er als Invalid in ein Kloster zur Versorgung geschickt. An Pensionen für Officiere, die noch sehr wohl dienen könnten, und die, alles wohl bedacht, noch wenig gedient haben, ist in Rußland nicht zu denken. Wie oft aber solche Officiere in andern Ländern, selbst bey ansehnlichem Vermögen, Gnadengehalt ziehen, ist eine bekannte Sache. Herrscht indeß dieser Mißbrauch in Rußland nicht; so ist dagegen die Erhöhung des Charakters bey dem Abschiede auf ein zweifelhaftes Zeugniß

doch von übeln Folgen, wie Sie schon aus einer vorhergehenden Bemerkung werden gesehen haben, und aus andern, die ich in den folgenden Briefen über die bürgerliche Verfassung zu machen habe, noch mehr sehen werden. In diesem muß ich nur noch einem Irrthume begegnen, den die angeführten Mißbräuche bey Ihnen veranlassen könnten. Sie denken vielleicht, daß alles in die Ordnung, oder vielmehr Unordnung, zurück getreten sey, welche vor Peter I. bey dem Militair in Rußland herrschte. Es findet sich aber doch immer noch ein großer Unterschied zwischen der jetzigen und ehemaligen Lage der Dinge, wenn es wahr ist, daß zu Peters I. Zeiten, vor seiner eingeführten Ordnung, kein Edelmann unter einem andern stehen wollte, dessen Vater weniger, als der feinige war. So weit gehen die Prätentionen doch jetzt nicht. Ueberdies herrscht besonders bey dem Corps, wo Geschicklichkeit und Erfahrung am wenigsten entbehrt werden können, bey der Artillerie und dem Ingenieurcorps, die gehörige Ordnung. Da muß jeder, nicht bloß

dem Scheine nach, von unten auf dienen, da findet das Einschieben der Gardisten und das Versetzen wenig oder gar nicht Statt. Weit eher geschieht es, daß ein Artillerieofficier zu einem Feldregimente übergeht, weil er da um einen Schritt höher angestellt wird, und Hoffnung hat zu den großen Vortheilen eines Obersten zu gelangen, welche bey der Artillerie theils nicht in eben dem Maße Statt finden sollen, theils dem Generale zukommen.

Auf diese Beweise von wirklich guter Ordnung mag noch zuletzt ein Zug von Strenge folgen, der gegen die angeführten Misbräuche stark absticht. Ich habe schon gesagt, daß man oft wider seinen Willen zum General gemacht wird; jetzt setze ich noch hinzu, daß ein gezwungenes Avancement selbst in andern Fällen nicht vermieden werden kann. Der Oberstlieutenant S. . . . war Platzmajor in Riga, und hoffte es Zeit seines Lebens zu bleiben. Denn in der That avancirt man da der Regel nach nicht weiter, und die Stelle ist sehr gut. Als er aber die Geschicklichkeit gehabt hatte, einen verschmitz-

ten Spion zu fangen, wurde er zum Oberstlieutenant ernannt, und mußte deswegen seinen guten Posten aufgeben. Einwendungen dagegen wären als eine Verachtung der bewiesenen Gnade angesehen worden. Dieß geschah zwar nicht unter der jetzigen Regierung; die Grundsätze haben sich aber hierin nicht geändert. Während meines Aufenthalts in Riga mußte sogar der Lazaretharzt in Riga ein solches gezwungenes Avancement, wenigstens dem Scheine nach, annehmen. Er wurde von Riga nach Sibirien versetzt und konnte nichts weiter thun, als daß er von da aus um seinen Abschied bat. Heißt dieß nicht strenge Ordnung? —

VI.

Es ist gewöhnlich, die ganze von der Kaiserin 1783. eingeführte Ordnung der Dinge zur Gerechtigkeitspflege, zur Erhebung der Einkünfte, zur Verwaltung der Policey, kurz zu allem, was nur die gegenseitigen Rechte und Pflichten in der bürgerlichen Gesellschaft erfordern, im weiten Sinne Statthalterschaftsregierung zu nennen. Es läßt sich auch nunmehr nicht gut von dieser Benennung abgehen, ohne Verwirrung anzurichten. Im Grunde sagt sie aber nicht, was sie sagen soll; denn sie giebt den Unterschied zwischen der alten und neuen Verfassung gar nicht an. Ia, wollte man die Einwendungen so weit treiben, als sie sich mit Recht treiben lassen, so würde man eher der alten, als der neuen Ordnung den Namen der Statthalterschaftsregierung beylegen können. Wenn ein Statthalter so viel als eine Person bedeutet, welche die

Stelle des Regenten in den Provinzen vertritt, so waren die ehemaligen Gouverneure nicht nur mit eben dem Rechte wie die jetzigen Generalgouverneure, sondern mit einem noch größern so zu nennen, da sie wirklich weit mehr Gewalt in sich concentrirten. Wenn übrigens von der Statthalterschafts- oder auch Gouvernementsregierung in einer Provinz die Rede ist, so versteht man darunter den Statthalter und den Gouverneur mit zwey ihm zugegebenen Räthen, oder auch nur die drey letzten Personen, wenn in einer Provinz kein Generalgouverneur vorhanden ist. Ich werde sie bisweilen auch die Regierung schlechthin nennen, wie sie ebenfalls heißt.

Nach diesen Anmerkungen über die Benennungen komme ich auf die Sache selbst. Sie werden keine genaue Darstellung der Staatsverfassung erwarten. Dazu reicht ein Brief nicht hin. Ich schränke mich auf einige Bemerkungen ein, welche theils das Gute, theils das Mangelhafte der jetzigen Verfassung des russischen Reichs, wie ich glaube, ins Licht stellen werde.

Ich stimme mehreren Schriftstellern vollkommen bey, wenn sie die Statthalterschaftsregierung im Ganzen erheben. Sie war in mancher Rücksicht eine große Wohlthat für Rußland. Zuvor vereinigte der Gouverneur zu viel Funktionen in seiner Person. Unter ihm stand unmittelbar das Militair, die Policy, die Gerechtigkeitspflege und das Finanzwesen einer ganzen großen Provinz. Die Vereinigung so vieler und so heterogener Zweige der Staatsverwaltung war eine natürliche Veranlassung zur Unordnung und zur Ungerechtigkeit. Um nun den Bedrückungen zu steuern, und den Geschäften einen ordentlichen Gang zu geben, vertheilte Catharina II. die Gewalt eines Einzigen unter Mehrere, den Generalgouverneur, Gouverneur und Vicegouverneur, subordinirte die beyden letzten dem ersten nur in gewisser Rücksicht, und setzte in dem Gouvernementsprocureur noch überdies gewissermaßen einen Aufseher, der die Handlungen der Regierung controlliren und die bemerkten Fehler dem Senate anzeigen soll. Zugleich wurden die Ge-

richtshöfe unabhängiger von dem Statthalter gemacht, als sie es zuvor waren. Der Bürgerstand so wie der Adel, wählt die Glieder mehrerer Gerichtshöfe selbst aus seinem Mittel; und wird der oberste, eigentlich sogenannte Gerichtshof mit Gliedern besetzt, welche die Regierung dem Senate vorschlägt; so hängt er dagegen auch unmittelbar von diesem ab, und nimmt nur von ihm Befehle an. Ueberdies hat die Ritterschaft sowohl als die Bürgerschaft noch dadurch bey der neuen Einrichtung einen grossen Vortheil erhalten, daß die eine wie die andere ihr gesamntes Beste bis zu einem gewissen Punkte selbst besorget, und nun einen eigentlichen Stand im Staate ausmachet. Wenn endlich die Gerichte ehemals so sparsam waren, daß man oft sogar in bevölkerten Provinzen nur alle zehn Meilen weit eins fand; so ist nun diesem Mangel abgeholfen und der Grund zu einer überall möglichen Gerechtigkeit gelegt. Ob übrigens die Classen und Stufen der Gerichte nicht zu sehr vervielfältiget sind, lasse ich dahin gestellt, und führe nur als eine

wohlthätige Anstalt das Gewissensgericht an, welches unter andern Pflichten auch hauptsächlich die hat, darauf zu sehen, daß Verhaftete binnen drey Tagen verhört, mit Menschlichkeit überhaupt, und besonders auf bloßen Verdacht nicht so behandelt werden, als wären sie des angeschuldigten Verbrechens überwiesen. *)

Bey diesen Einrichtungen haben die niedern Stände am meisten gewonnen. Der Adel im Ganzen hatte ehemals im eigentlichen Rußland nicht nur über die leibeignen Bauern, sondern selbst über die Bürger, eine fast unumschränkte Gewalt. Nur wenige Städte hatten einen Magistrat aus der Bürgerschaft, und

*) Ich führe nur diesen Punkt an, weil die beyden andern Hauptgeschäfte des Gewissengerichts, nämlich Streitende nach Billigkeit zu vergleichen und sich der Personen anzunehmen, die den Gebrauch des Verstandes nicht haben, in jedem einigermaßen geordneten Staate Statt finden, wenn auch gleich kein besonderes Gericht dazu bestimmt ist; und ich daher in dieser Rücksicht das Gewissensgericht nicht als eine ganz vorzügliche Anstalt erheben kann.

selbst da waren die Wahlen sehr eingeschränkt. Jetzt haben hierin alle Städte gleiche Freyheit; und diese erstreckt sich viel weiter, als in den meisten Städten Deutschlands. Da ergänzt sich gewöhnlich der Magistrat selbst. Diefs ist nicht so nach der russischen Stadtordnung. Alle Bürger, die nach derselben gewählt werden können, wählen auch. Eine solche Einrichtung bewahrt vor vielen Misgriffen; und diejenigen, die etwa noch eintreten, sind dadurch unschädlicher gemacht, dafs alle drey Jahre die Wahlen von neuem angestellt werden. Dann kann derjenige, der sich weder durch Kenntnisse noch durch Thätigkeit und Rechtschaffenheit seiner erhaltenen Stelle würdig zeigte, derselben verlustig werden. Wie viel Aufforderung ist nicht dieser mögliche Verlust für denjenigen, der nur einigen guten Stoff in sich hat! Diefs alles sind grofse Vorthelle für den Bürgerstand.

Auch die Bauerschaft hat im Ganzen bey der neuen Einrichtung sehr gewonnen. In den für sie bestimmten Gerichten sind Perso-

nen aus ihrer Mitte Beyfitzer. Und wie viele tausend leibeigene Bauern sind nicht Bürger geworden? Die Gerichte sollen nur in Städten sitzen, und überall, wo diese mangelten, wurden Dörfer dazu erhoben und die Einwohner derselben für frey erklärt. Der Magistrat in solchen neuen Städten ist freylich oft sonderbar beschaffen, und selbst in alten kann der Bürgermeister bisweilen nicht schreiben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß mir das Aeufsere mancher Magistratspersonen mitten in Rußland auffiel. Ein langer Bart und schlicht gekämmtes Haar schienen ihrer Würde nicht zu entsprechen. Nach dem ersten Eindrücke aber schämte ich mich vor mir selbst über eine solche Beurtheilung; und was den Mangel an Kenntnissen betrifft, so muß man nicht bey der Gegenwart stehen bleiben. Bey den verbesserten und vermehrten Schulanstalten in Rußland, wovon ich künftig etwas sagen werde, ist die Möglichkeit der Cultur da, und in der Verfassung nebst der Vermehrung der Städte, liegt zugleich die Hoffnung, daß sie zur Wirklich-

keit werde. Der Bürger ist überall cultivirter als der Bauer, und in Rußland ist dem letzten noch besonders die Leibeigenschaft nachtheilig. Von dieser befreyt und zu Aemtern bestimmt, wird der gemeine Russe sich nach und nach zu der liberalen Denkungsart erheben, die mehr oder weniger, früh oder spät die Folge der Cultur ist. Ich wenigstens habe diesen Glauben und kann nur mit Unwillen sehen, daß ein Narischkin über die Erschaffung des Bürgerstandes trauert.

So viel Gutes aber in der neuen Verfassung Rußlands liegt, so finden sich doch im In- und Auslande häufige Klagen über Mangel an Gerechtigkeit. Sind denn diese nur eine Folge der unvermeidlichen Unvollkommenheit aller Dinge? nur die Wirkung der Bössartigkeit der Menschen, der auch die beste Verfassung nicht hinlänglich Einhalt thun kann? Daß diese Fragen bejahend zu beantworten seyn, wie mancher Schriftsteller behauptet, kann ich mich nicht überreden. Ich finde den Grund jener Klagen zum Theil in der Verfassung selbst.

Man ist seit langer Zeit gewöhnt, die preussische Monarchie einen militairischen Staat zu nennen. Dieß scheint mir ganz unrecht. Preussen mit allen seinen Ländern hat sorgfältig gesonderte Gewalten, und doch sollte nur der Staat militairisch heißen, welcher ganz von Soldaten regiert wird, wie Tunis und Algier. Nach dieser Bestimmung des Worts giebt es in Europa eigentlich gar keinen militairischen Staat. Indessen kommt eine solche Benennung noch am meisten Rußland zu. Denn da haben Militairpersonen einen entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung der bürgerlichen Regierung. Der Senat, welcher die letzte ordentliche Instanz unter den Gerichten, und das Organ der gesetzgebenden Gewalt ist, besteht, wenigstens zum Theil, aus Generalen, und hat zum Vicehaupt (denn das eigentliche Haupt ist der Regent) unter dem Namen eines Generalprocureurs, oft, wie gerade jetzt, einen General, der unter den Waffen grau geworden ist; die Generalgouverneure, und Gouverneure, die bey allen Einschränkungen nach der neuen

Verfassung doch grossen Einfluss auf die Verwaltung der Gerechtigkeit haben, sind der Regel nach, auch wirkliche Generale; und endlich sollen selbst nach der Verordnung zu den dem Adel eigenen Gerichten nur solche Edelleute gewählt werden, die in der Armee gedient haben. Der verstorbene Sturz sagt daher, dass die Russen den Römern glichen, welche zu allen Aemtern gebildet, vom Civil- zum Militairdienste, und von diesem zu jenem übergiengen. Auch ist wohl Aehnlichkeit zwischen diesen beyden Völkern ihrer Verfassung nach. Der Unterschied ist aber doch zugleich sehr gross. Der Consul, der Prätor commandirte oft eine Armee, wenn er sich auch nie vorzüglich um das Kriegswesen bekümmert hatte; nicht so der Generalprocureur in Russland, wenn er nicht als wirklicher General zuvor gedient hat. Weiter herunter geht dieß gar nicht. Es ist wohl ein leichter Uebergang von dem Soldatencommando zur Präsidentschaft, aber nicht von dieser zu jenem. *)

*) Im Auslande glaubt man sehr oft, dass dieß Statt finde, und dass z. B. ein Cammerjun-

Auch ist dieß wohl sehr heilsam. Nur wenige große Köpfe können wie Richelieu den Staat regieren, und zugleich, ohne vorhergehende Uebung, auch Belagerungen commandiren. Die jetzige Lage der Kriegskunst macht einen solchen Uebergang von einem Geschäfte zum andern weit schwieriger, als er bey den Römern war. Ueberdieß wurde bey diesen jeder Bürger doch einigermaßen in den Waffen geübt; in Rußland hingegen findet eine allgemeine Uebung nur dem Scheine nach unter dem Adel Statt. Wenn es aber aus diesen Gründen sehr gut ist, daß ein Richter nicht deswegen ein Commando in der Armee erhält, weil er den dazu erforderlichen Rang hat, ist es denn umgekehrt gut, daß Militairpersonen in den Gerichten angestellt werden, bloß weil sie gedienet haben? Wenig Personen in andern Ländern, werden

ker, weil er Brigadiers Rang hat, auch als solcher bey der Armee angestellt werde. Allein, wenn dieß ja geschehen ist, so muß es als Ausnahme von der Regel betrachtet werden.

diese Frage bejahend beantworten, oder gar wie Sturz, um einer solchen Anstellung willen, dem russischen Reiche einen Vorzug vor andern einräumen. Nun übereilt man sich zwar bey der Beurtheilung jener Einrichtung nicht selten, indem man für Rußland eben so viel Gelehrsamkeit, als für Deutschland nothwendig hält. Man denkt an die Menge der sich durchkreuzenden und zum Theil in alten Sprachen geschriebenen Gesetze, an römisches, deutsches, sächsisches, canonisches und Lehnsrecht, an die mannichfaltigen Auslegungen mancher Gesetze, an die Chicanen der auslegenden Advocaten u. s. w. Davon muß man bey der Gerechtigkeitspflege in eigentlichen Rußland abstrahiren. So vielerley Rechte giebt es da nicht; die Gesetze sind alle in der Landessprache verfaßt; gedruckte Auslegungen sind, so viel ich weiß, gar nicht vorhanden, und die Advocaten haben für die ihrigen einen geringen Spielraum. Auch giebt es wenig Advocaten; Jedermann führt entweder seine Sache selbst, oder gebraucht dazu, wen er will, oft seinen Leibeignen.

Ueberdies muß man nicht vergessen, daß in einem Lande, wo die Rechtsgelehrsamkeit keinen besondern Stand bestimmt, sich jedermann um die Gesetze sorgfältiger bekümmert, als wo man sich zu jeder Zeit bey besondern Personen Rathsh erhohlen kann, und keinen Anspruch auf ein Richteramt hat, wenn man sich nicht der Rechtsgelehrsamkeit insbesondere widmet. Man kann diese ausgebreitete Kenntniß der Landesgesetze als eine glückliche Folge der Verfassung ansehen. Endlich ist doch wohl nicht zu läugnen, daß selbst in Deutschland oft erst durch Routine gerade das gelernt wird, was bey einem Richteramte das nothwendigste ist, und auf die Actuarien und Secretäre, die auch in Rußland nicht aus dem Militairstande genommen werden, viel ankommt.

Wenn man aber auch dieß alles in Betrachtung zieht, ehe man über die gerichtliche Verfassung in Rußland abspricht; so bleiben doch noch Gründe genug übrig, die ein ungünstiges Urtheil rechtfertigen können. Die durch bloße Erfahrung erlangte Kenntniß

der Gesetze muß in unzähligen Fällen aus Mangel an Principien unzureichend seyn; und gesetzt sie wäre es nicht, so ist der militairische Geist, der immer mehr oder weniger Willkühr in den Anordnungen zuläfst, und auf strenge Subordination hält, der Pflege der Gerechtigkeit gar nicht günstig. Ich habe oft darüber klagen hören, daß die gewesenen Officiere als Präsidenten von ihren Beysitzen eine uneingeschränkte Zustimmung fordern, und gar nicht begreifen können, wie untergeordnete Personen ihre Auslegung oder Anwendung der Gesetze für unstatthaft zu erklären wagen. Diese Klagen rührten gewöhnlich von Personen her, die nicht in der Armee gedient hatten. Von andern läßt sich allerdings erwarten, daß sie, an Subordination gewohnt, sich leicht in den Willen des Präsidenten fügen. Eine solche Richtung des Charakters zum Despotismus auf der einen, und zur unbedingten Unterwürfigkeit auf der andern Seite, ist bey Richtern doch gewiß ein großes Uebel. Schon bey den niedern Gerichten ist sie von Bedeutung; denn es

giebt doch wohl Fälle genug, wo von ihren Ausprüchen nicht appellirt werden kann. Am gefährlichsten ist aber freylich der Soldatengeist in den obern Gerichten. Iene werden in wichtigen Angelegenheiten von diesen controllirt und wohl gar zur Strafe gezogen; wer steuert aber der Willkühr der letzten? Der Weg zum Regenten ist an sich schwer, und wird es noch mehr dadurch, daß die Glieder des höchsten Gerichts die angesehensten Personen des Staats sind. Gleichwohl ist dieß noch nicht einmal alles, was sich gegen die russische Gerichtsverfassung sagen läßt. Der Senat ist nicht nur höchstes Gericht, sondern auch Organ der Gesetzgebung, und hat deswegen das Recht, um des Besten des Staats willen, die Gesetze zu erweitern und einzuschränken. Eine solche Verbindung von zwey Gewalten, die getrennt seyn sollten, in militairischen Händen, die mehr an Execution als an den bedächtigen Gang der Rechtspflege gewohnt sind, läßt manche Uebel befürchten.

Doch es kommt darauf an, ob die häufigen Klagen über das Verfahren der obern Gerichte überhaupt, und selbst des Senats, Grund haben. Sie sind sehr starker Art; und ich habe sie nicht nur in Riga, sondern auch in Petersburg und Moskau führen hören. Auf Gunst und Geld, meint man, käme alles an, wenn etwas durchgesetzt werden solle, und man erzählt Anekdoten, welche allerdings diese Behauptung beweisen, in so fern sie selbst wahr sind. Ich baue freylich auf einseitige Sagen nicht viel; aber es ist doch ein schlimmes Zeichen, wenn ein Gerichtshof das Vertrauen verloren hat, und als bestechbar angesehen wird. Ueber das Cammergericht in Berlin und die höhern Gerichtshöfe in Sachsen, herrscht kein solcher allgemeiner Verdacht; obgleich die Partheyen in Brandenburg und Sachsen eben so geneigt als an andern Orten sind, zu glauben, daß ihnen Unrecht widerfahre, wenn sie abgewiesen werden. Ueberdies hat der Senat während meines Aufenthalts im russischen Reiche Entscheidungen gegeben, die allerdings sehr auffallend sind, und deren Wahrheit ich nicht

bezweifeln kann. Eine davon will ich Ihnen mittheilen.

Ein Mann in Riga, Namens Stritzky, hatte durch eheliche Verbindung das wahre oder vorgebliche Geheimniß, einen gewissen Balsam zu machen, den man von seinem Erfinder, den Kunzischen nennt, nebst dem vermeintlich ausschließenden Rechte dazu geerbt. Der Balsam ist in der That bey Wunden sehr gut, und wird auch auswärts, besonders nach England geführt. Stritzky entzweyte sich mit einem seiner Gehülfen; und dieser bot seine Kunst einem russischen Kaufmanne Namens Leluchin an, der als ein speculirender Kopf das Anerbieten begierig annahm, darüber mit dem Inhaber des Privilegiums in einen Proceß gerieth, und denselben gewann, weil Fabriken frey seyn müßten. Ob dieser Grundsatz im vorliegenden Falle gegen ein unzweifelhaftes Privilegium angewandt wurde, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, daß solche alte Gewerbrechte überhaupt nicht sehr geschont werden. Die Buchdruckerey in Riga hatte unstreitig ein

ausschliessendes Privilegium, mußte aber ebenfalls eine andere neben sich leiden. Monopole sind das Verderben des Staats, ist der Grundsatz der Regierung, und sie hat unter gewisser Einschränkung unstreitig Recht — ob es aber auch recht sey, dieses Grundsatzes wegen, die schon gegebenen Privilegien ohne alle Rücksicht aufzuheben, ist freylich eine andere Frage. Doch man entscheide sie wie man wolle, so sah man in der Folge sehr deutlich, daß in der Stritzkyschen Sache noch andere Triebfedern, als das Wohl des Staats gewirkt haben mußten. Nach einigen Jahren wurde eben das ausschliessende Privilegium, das dem Stritzky um der Wohlfahrt des Staates willen, nicht zugestanden worden war, dem Leluchin gegeben. Dazu mußte man freylich wieder einen Scheingrund haben. Er war hier sehr leicht, aber auch sehr sonderbar. Der Balsam wurde nicht nur für äussere Wunden, sondern auch zur innern Stärkung gebraucht, und vertrat die Stelle des Franzbrantweins und des Aracks. Wer das nicht wußte, hätte glauben müssen, ganz

Rußland läge an Wunden krank, wenn er die Reihe von Wagen sah, welche mit Balsam beladen aus Riga zogen, so ungeheuer war der Gebrauch dieses univerfellen Heilmittels. Er konnte der Krone nicht gleichgültig seyn. Sie sah sich in ihrem Rechte, allein Brantwein zu verkaufen, gekränkt. Der Senat verordnete daher, daß künftig kein Balsam verkauft werde, der nicht mit dem Kronsiegel bezeichnet sey, und verwilligte dieses Siegel nur dem Kaufmanne Leluchin. Stritzky wurde auch noch insbesondere bedeu- tet, keinen Balsam mehr zu machen. Dieser Befehl war schon an sich ungerecht, wurde aber noch ungerechter dadurch, daß die angebliche Ursache desselben gerade nur denjenigen traf, welcher privilegiert wurde. Stritzky hatte von jeher nur eingeschränkte Geschäfte getrieben, wie sichs allerdings von einem Heilmittel verstand, und sein Vertrieb in Rußland besonders war von keiner großen Bedeutung gewesen. Auch machte er seinen Balsam in solcher Stärke, daß nur wenig ausgepichte Magen ihn vertragen konnten. Le-

luchin hingegen verminderte diese Stärke wohl um die Hälfte, und hatte wahrscheinlich bey seiner ganzen Unternehmung weniger auf den äußern, als auf den innern Gebrauch des Balsams gerechnet. Wenigstens ist so viel gewiss, dafs erst durch ihn der letzte herrschend wurde. Auch suchte Stritzky nach jenem Befehle weiter nichts wieder zu erlangen, als die Erlaubniß für fremde Länder Balsam zu bereiten. Allein selbst diese wurde ihm abgeschlagen, während Leluchin sein Gewerbe ungehindert, eher stärker als schwächer, zum wirklichen Nachtheile der Krone trieb. Dafs eine solche Begünstigung geheime Triebfedern haben müßte, sprang in die Augen; und man fand sie in den Vortheilen, welche Leluchin zween Männern zufließen liefs, von deren Bericht sein Glück abhieng. Wie man sagt, nahm er dem einen den zum Balsam nöthigen Brantwein um einen hohen Preis ab, und gab dem andern jährlich einige hundert Ducaten für die Erlaubniß, auf seinen Gütern die nöthigen Kräuter zu lesen, weil sie nur da wüchsen.

Dafs auf diesen Bestechungsmitteln das erwähnte Privilegium wirklich beruhte, wurde nach einigen Jahren höchst wahrscheinlich. Iene beyden Männer starben, und nun hatte es auch ein Ende. Alles was Leluchin erhielt, war, dafs er den noch vorrätthigen Balsam innerhalb Liefland oder an die Krone verkaufen durfte. Schon zuvor hatten sich manche Russen gefunden, welche den grossen Gewinn zu theilen suchten, und deswegen Proben von ihrer Kunst eingereicht. Dabey war es auffallend, dafs man sie nicht so geradezu, wie den Stritzky, sondern nur nach vorhergehender Untersuchung des zur Probe gelieferten Balsams, und unter dem Vorgeben abwies, er sey nicht gut; ja sich nicht scheute, in öffentlichen Blättern die befundene Untauglichkeit bekannt zu machen, da man doch über Stritzkys Balsam stets ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte.

Bisher habe ich hauptsächlich von eigentlich richterlichen Entscheidungen gesprochen. Nun gehe ich zu einer andern Quelle der Ungerechtigkeit über, welche bey der neuen

Verfassung offen gelassen worden ist. Sie liegt in der immer noch sehr grossen Gewalt des Generalgouverneurs und des Gouverneurs. Eigentlich sind sie freylich nur die Häupter der executiven Gewalt. Aber erstlich ist ihnen der Einfluss auf die Gerichte doch nicht gänzlich genommen, und zweytens ist die Hülfe gegen dieselben, die in jedem Lande der Hoheit des Standes wegen schwierig seyn würde, selbst durch die gesetzliche Einrichtung in Russland erschwert. Ueber diese Punkte muss ich Ihnen noch etwas sagen.

Nach den Gesetzen darf sich weder Generalgouverneur noch Gouverneur, in die Aussprüche irgend eines Gerichts mischen; allein sie bestimmen doch im Grunde, ob die Appellation von dem obersten Provinzialgerichte an den Senat angenommen oder verworfen werden soll, da sie es in ihrer Gewalt haben, die Vollstreckung jedes Urtheils zu suspendiren. Daher hilft dem Gerichtshofe das Recht, seine Urtheile, auch bey einer dazwischen kommenden Appellation an den Senat, vollstrecken zu lassen, wenig oder nichts. Alle

Gerichtsfachen müssen am Ende durch die Regierung, d. h. durch die Hände eines Generals gehen. Denn die Regierungsräthe, die seine Urtheile leiten sollen, haben keine entscheidende Stimme, und sind überdies auch meistens gewesene Officiere. Nun ist zwar die Appellation an den Senat dadurch erschwert, daß mit derselben nicht nur eine eidliche Versicherung von der Gerechtigkeit der Sache gethan, sondern auch eine Caution von zwey hundert Rubeln niedergelegt werden soll, die bey der vollen Bestätigung des vorhergehenden Urtheils verloren geht. Dieß hilft aber wenig oder nichts. Da für die Caution eine bloße Versicherung der Armuth an Eides statt angenommen werden soll, so sind Leute arm, die mehrere tausend Ducaten von liegenden Gründen einzunehmen haben. Die Versicherung der Armuth in einem solchen Falle wurde vor kurzem wirklich von einer Statthalterschaftsregierung angenommen. Auch weiß man nicht einmal, ob man ihr deswegen Vorwürfe machen soll, da es in den Gesetzen ausdrücklich heißt,

dafs über den Grund einer solcher Versicherung keine Untersuchung anzustellen sey. Es wird daher mit den Appellationen ein grosser Misbrauch getrieben. Sie finden selbst dann Statt, wo der klare Buchstabe des Gesetzes dieselben verwirft. Als z. B. ein Kaufmann gegen einen ausgestellten Wechsel keine andere Einwendung machte, als dafs er auf einer Reise bestohlen worden sey, wurde die Appellation gegen die Vollstreckung eines Urtheils, dem gültigen Wechselrechte zuwider, doch angenommen.

Obgleich ferner der Generalgouverneur sowohl als der Gouverneur, verklagt werden kann; so ist doch ihrer Gewalt kein hinlängliches Gewicht entgegen gesetzt. Ihre Befehle müssen vollstreckt werden, wenn sie einstimmig sind; und sind sie es nicht, so kann doch wenigstens der Generalgouverneur mit der Execution anfangen, und gewöhnlich ruhig die Klage abwarten, die hinterher erfolgt. Endlich ist es für ganze Gemeinheiten schlimm, dafs sie gegen eine Senatsukase keine Vorstellungen anders, als ver-

mittelst der Regierung, machen dürfen. Wie sehr daher die anvertraute Gewalt von den Generalgouverneuren gemisbraucht werden könne, habe ich in Riga gesehen. Einige Beyspiele davon will ich hier anführen, zu andern wird sich in meinen folgenden Briefen Gelegenheit darbieten.

Es war noch vor der neuen Einrichtung mehrmals geschehen, daß mitten im Frieden Häuser der Vorstadt, die zu nahe an den Vestungswerken standen, hatten niedergedrisen, und an andre Orte versetzt werden müssen. Dieß geht nach der dasigen Bauart der hölzernen Häuser wohl an, und steinerne sind in der Vorstadt nicht erlaubt; aber große Kosten verursacht der Transport eines Hauses immer. Ueberdieß verliert es oft die Hälfte seines Werths, wenn es aus der Nähe der Stadt in einen abgelegenen Winkel versetzt wird. Gleichwohl wurden die Eigenthümer gar nicht verhältnismäßig entschädigt. Dieses Verfahren fällt nicht wenig auf, wenn man weiß, daß selbst der Grosherr in Constantinopel keine Hütte, ohne Einwilligung

des Eigenthümers, niederreißen läßt, sollte er auch den Platz derselben zu einer gelobten Moskee brauchen; und die Verwunderung steigt, wenn ganz neu aufgebaute Häuser wieder weggerissen werden müssen. Warum läßt man denn bauen? Ist es die Schuld des Eigenthümers oder der Staatsverwalter, daß die Unschicklichkeit eines Bauplatzes erst nach einem Jahre in die Augen springt? — Indessen war hierbey der Gouverneur wohl nur Mittelsperson. Das Ingenieurcorps entschied eigentlich, und jenem lag nur ob, eine hinlängliche Entschädigung zu bewirken. Suchte er sie nicht auszumachen, so weiß man nicht, ob man die Schuld seiner Schwachheit oder seiner Hartherzigkeit zuschreiben soll. Was ich hier eigentlich anführen wollte, ist von etwas anderer Art, und neuerlich geschehen.

Seit zwölf bis funfzehn Jahren waren keine Häuser dem Willen der Regierung geopfert worden. Auch hätte ein solches Opfer schwerlich mehr die Nähe bey den Vestungswerken zum Grunde haben können, ausge-

nommen bey einigen wenigen, welche, nach der Sage, bey der allgemeinen Reinigung des freyen Platzes zum Spiel der Kanonen, nur aus bezahlter Vergünstigung stehen geblieben waren. Im Jahre 1793. wurden gleichwohl wieder viele Häuser, wo nicht völlig niedrigerissen, doch ihrer Dachung beraubt und unbrauchbar gemacht. Der Grund davon war, die Schönheit der Stadt, oder auch die Sicherheit bey Feuer — ob ich gleich den letzten Grund nicht habe anführen hören. Es hatten nämlich eine grofse Menge Hütten nur Dächer von Bretern oder Schindeln; und die Kaiserin soll bey ihrer Durchreise durch Riga im Jahre 1765. zu verstehen gegeben haben, dafs eine solche Dachung die sonst schöne Vorstadt verunziere. Dafs der Generalgouverneur nach einer solchen Aeufserung kein neues Haus mehr mit Holz decken liefs, war in mehr als einer Rücksicht gut. Was soll man aber sagen, wenn er nach mehr als fünf und zwanzig Jahren jene Aeufserung anführte, um den Einwohnern zu befehlen, alle schon vorhandene Häuser, ja Schoppen und Schwei-

neställe mit Ziegeln zu decken? Wäre dieß der Wille der Kaiserin gewesen, so hätte er wohl zuerst für Petersburg und Moskau erklärt werden müssen. Die Schönheit der Hauptstädte war doch wichtiger, als die einer Provinzialstadt, welche ihrer Anlage nach, nie schön werden kann. Bedenkt man ferner, daß noch jetzt selbst neue Häuser in Plesko mit Bretern gedeckt werden, und daß, wenn in den russischen Städten alle solche Häuser für untauglich erklärt werden sollten, wenigstens drey Viertel davon das Verdammungsurtheil erführen; so läßt sich gar nicht einmal denken, daß die Kaiserin es gerade über Riga habe ergehen lassen wollen. Iene Aeufserung derselben war kein Befehl, sondern ein frommer Wunsch, den sie wahrscheinlich schon längst vergessen hatte. Diese Vermuthung ist auch, wie man sagt, durch sie selbst bestätigt worden. Der Generalgouverneur ließ nicht nur in Riga, sondern auch in Reval und in andern Städten seiner Statthalterschaft befehlen, die hölzernen Dächer abzureißen. Der Gouverneur in Re-

val fühlte die Ungerechtigkeit eines solchen Befehls, erstattete vor der Ausführung desselben Bericht darüber an die Kaiserin, und erhielt von ihr was er wünschte. In Riga fiel die Möglichkeit zu einer solchen Berichtserstattung weg. Die Frist zur Ausführung des Befehls war zu kurz, und der Generalgouverneur gegenwärtig. Nur Vorstellungen an denselben machte der Gouverneur, aber umsonst. Ja, diese Vorstellungen selbst hatten eine sehr nachtheilige Wirkung. Sie brachten den Statthalter auf den Gedanken, daß ohne seine Gegenwart der Befehl nur halb ausgeführt werden würde; und da er bald eine Reise auf seine Güter machen wollte, so fuhr er vorher noch selbst mit der Policey in den Vorstädten umher, und liefs vor seinen Augen jedes hölzerne Dach abreißen. Die Eile vermehrte um vieles die Härte des Befehls. Die rauhe Jahreszeit war noch nicht zu Ende, und hunderte von Armen blieben im eigentlichen Verstande ohne Dach; denn diese hauptsächlich traf die Ungerechtigkeit. Es wäre unmöglich gewesen, in der kurzen

Frist, welche verstattet war, so viel neue Dächer zu bauen, als abgerissen werden sollten. Dieser Bau war aber auch überhaupt sehr vielen unmöglich. Man weiß ja, daß nicht jedes Haus die Last eines Ziegeldachs trägt; und wäre diese zu tragen gewesen, so war es doch oft die Last der Kosten nicht. Für 150 bis 200 Thaler ist in Riga nur ein kleines Ziegeldach zu machen. Kurz, die meisten Häuser, deren Dächer niedrigerissen wurden, waren so gut als selbst niedrigerissen. Sie stehen grösstentheils noch jetzt wüste, oder mit losen Bretern bedeckt; denn freylich suchte der Arme sich gegen Schnee und Regen zu schützen, legte zum Theil die Breter wieder auf die Sparren so gut er konnte, und belastete sie mit Steinen.

Eben dieser Generalgouverneur, welcher das Eigenthum kränkte, schonte auch des Leibes nicht. Er liess einen Brauherrn, der ihm seine Gerste nicht bezahlen konnte, und bankerot machte, ohne Urtheil und Recht ins Zuchthaus stecken, mehrere Schiffer, für ein eingebildetes Vergehen, ohne Untersu-

chung züchtigen, und einen so peitschen, daß man einige Tage an seinem Aufkommen zweifelte. Es waren Schiffer, welche Böthe halten, um im Frühjahre und Herbste, wo keine Brücke auf der Dîna steht, die Communication zwischen beyden Ufern derselben zu unterhalten, und deswegen Ueberfetter heißen. Sie machen eine Art von Innung aus, und haben die Obliegenheit, die Flossbrücke im Frühjahre einrichten, und im Herbste abführen zu helfen. Nun hatten sich diese Leute seit einigen Jahren den Unwillen des Generalgouverneurs zugezogen. Ich übergehe verschiedene Ursachen, die man davon anführt, weil sie nicht verbürgt werden können; und bleibe bey derjenigen stehen, die er selbst anführte, nämlich, daß die Ueberfetter das Aufschlagen der Brücke immer zu lange hinaussetzten, und das Abnehmen derselben so früh als möglich bewerkstelligten, um desto länger ihre Böthe nothwendig zu machen. Ob diese Vermuthung gegründet war oder nicht, kann eigentlich kein Mensch entscheiden. Betrachtet man die Eigennützigkeit der

menschlichen Natur, so ist allerdings die Präsumtion gegen die Uebersetzer; bedenkt man aber, daß der Stadtrath und Männer von vieljähriger Erfahrung sie leiteten, und wider ihren eigenen Vorthail sowohl, als wider den der Stadt gehandelt haben würden, wenn sie das Aufschlagen und Abnehmen der Brücke zu spät oder zu früh veranstaltet hätten: so muß man annehmen, daß der böse Wille der Uebersetzer wenigstens ohne Erfolg geblieben seyn würde. Ueberdies lehrte die Erfahrung mehr als einmal bey meinem Aufenthalte in Riga, daß, wenn in der angeführten Rücksicht der Befehl des Generalgouverneurs dem Rathe der Stadtbeamten zuwider war, der Erfolg den letzten als verständig bewies. Als einst die Düna nur mit wenig Eis belegt gewesen und sehr früh offen war, sollte der Brückenbau eher als gewöhnlich unternommen werden. Man stellte vor, das Treibeis aus Pohlen müßte erst abgewartet werden, aber umsonst. Auch schien es, als ob die Vorstellung unnöthig gewesen sey. Der Bau rückte ohne Störung fort; der Generalgou-

verneur triumphirte — doch zu früh. Das Treibeis, welches man befürchtet hatte, kam, zog die eingeraminten Brückenpfähle aus, oder zerschnitt sie, und riss die Brücke mit sich fort. Nur mit grofser Mühe zog man dieselbe, ehe sie in die See schwamm, ans Ufer. So lag sie nun länger, ungenutzt als sie ohne jene Eile gelegen haben würde, und die Stadt hatte überdiess einen Aufwand von wenigstens tausend Thalern gehabt. Auch dieerspätigung in der Abnahme der Brücke zog der Stadt häufige, unnöthige Kosten zu. Denn da unmittelbar vor dem Eintritte des Winters das Wasser sehr hoch ist, so kann sie zu dieser Zeit bey aller Anstrengung nicht gleich, wie gewöhnlich, in eine Art von Hafen, der oberhalb der Brücke liegt, sondern nur ans Ufer, und erst dann in denselben gebracht werden, wenn der Fluß tragbares Eis hat; welches grofse Kosten verursacht. Diese Flossbrücke, die nur aus drey Hauptstücken besteht, läfst sich gar nicht behandeln wie eine gewöhnliche Schiffbrücke. Gegen einzelne Schiffe mit Schnäbeln äufsert ein Strom nicht

den zwanzigsten Theil von der Gewalt, welche er über ein Floß hat, das ihm auf alle Fälle eine breite Seite zukehrt, und fünf bis sechs hundert Fuß Länge hat. Macht dieß das Aufziehen der Brücke in den Hafen schwierig, so ist die Schwierigkeit bey dem Aufschlagen derselben nicht minder groß. Jedes Stück stellt dann seine ganze Länge dem Flusse entgegen, und kann nur mit vieler Mühe an dem zur Brücke bestimmten Orte festgehalten werden, während daß man die Brückensäule einrammt. Bricht auch die menschliche Kunst die Gewalt des Stroms, so läßt sich doch gar nicht bestimmen, in welcher Zeit sie ihre Absicht erreichen wird. Gleichwohl schob der Generalgouverneur, wenn Wind und Wasser nicht günstig waren, die Schuld der daher entstehenden Verzögerung immer auf den bösen Willen der Arbeiter; und in dem letzten Jahre seiner Regierung setzte er bestimmt die Zeit fest, wenn die Brücke fertig seyn sollte. Alle Vorstellungen der Unmöglichkeit waren umsonst. Man that das Aeufserste von Seiten der Policey um

die Arbeiter in der angestrengtesten Thätigkeit zu erhalten. Allein die Brücke wurde am bestimmten Tage doch nicht fertig; und nun liefs der Generalgouverneur die angeführte Strafe an den Uebersetzern nehmen. Wozu hilft, kann man hierbey fragen, die Einrichtung des Gewissensgerichts, welche mit der Habeas - corpus - Acte in England verglichen wird, wenn ein Generalgouverneur mit der Execution in einem Falle anfangen läfst, wo kein Gericht auf Erden ein gerechtes Verdammungsurtheil fällen kann, wo er alle Männer von Erfahrung und das Publicum wider sich hat? Dieses verdammt in der That sein Verfahren in allen Punkten so laut, dafs man den Unwillen darüber selbst vor seinen Kindern nicht zurück hielt. Ich führe diefs mit Fleifs an, damit Sie nicht etwa glauben, als ob man in Riga Sklavensinn habe und sklavische Behandlung verdiene. Von jenem ist die Rigische Bürgerschaft so weit entfernt, dafs man sie sogar bisweilen des Democratismus beschuldiget. Auch bin ich überzeugt, dafs dieser Generalgouverneur Ordnung

und Gerechtigkeit im Ganzen eifrig wollte, und oft um der Gerechtigkeit selbst willen Ungerechtigkeiten begieng. Leider! gieng seine Festigkeit, die im Felde vortrefliche Dienste gethan hatte, in Härte und Eigenmächtigkeit über. Gegen diese, die einer von den schwarzen Flecken in der menschlichen Natur ist, muß jede gute Verfassung die stärksten Mafsregeln ergreifen. Auch ist in der neuen Staatseinrichtung Rücksicht darauf genommen, aber, wie aus dem Erfolge erhellet, bey weitem noch nicht hinlänglich. So lange die Statthalter nicht von jeder Ungerechtigkeit auf eine leichte Weise zurückgehalten werden können, so verlieren alle übrigen Mafsregeln zur Sicherheit und Freyheit jedes Staatsbürgers einen grossen Theil ihrer Kraft. Die Statthalter sollen die Väter der Provinz seyn. Die Gewalt, welche Vätern über unmündige Kinder zukommt, haben sie, ob aber auch immer ihr Herz, dieß gehört wohl nicht zu den unauflösbaren Problemen. Es ist überhaupt schon eine misliche Sache um die politische Vaterschaft, noch

viel mislicher wird sie, wenn es eine Stiefvaterschaft ist, wie diejenige genannt werden kann, die einem Statthalter übertragen wird.

So geneigt ich übrigens bin, dem genannten Generalgouverneur manches Gute und weit mehr zuzuschreiben, als in Liefland gewöhnlich geschieht, so gestehe ich doch, daß ich die Lebensbeschreibung desselben von seinem Schwiegerohne dem Grafen B. . . ungreiflich finde. Wie konnte dieser Mann in seinen Helden ein Muster für alle Zeitalter aufstellen wollen, da selbst der Leichenredner, der Caplan des Verstorbenen, es für nöthig hielt, die Fehler desselben mit dem Mantel der Liebe zu zudecken, und die Schuld davon auf die Personen zu schieben, die ihn umgeben haben? Wie konnte er sagen, daß sein Schwiegervater von allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt worden sey, da der Unwille über seine Regierung so offenbar und allgemein war.

Zuletzt muß ich noch etwas über die Criminaljustiz in Rußland sagen. Sie wissen schon, daß, Verbrechen des Hochverraths

etwa ausgenommen, niemand mit dem Tode gestraft wird. Selbst Mörder werden nur geknutet, gebrandmarkt und mit aufgeschlitzten Nasen und Lippen auf Lebenszeit zum Vestungsbau verurtheilt. Fälschlich glaubt man im Auslande, daß unter dem Knuten die meisten Verbrecher ihr Leben verlieren. Ich zweifle zwar nicht, daß der Knutenmeister, der seine Kunst versteht, mit wenigen Hieben dem Leben ein Ende machen kann, wie man so ziemlich allgemein auch in Rußland versichert. Gewöhnlich aber ist der Tod gar nicht die Folge jener Leibesstrafe. In Riga ist zu meiner Zeit kein Geknuteter unmittelbar darauf gestorben — und ich sah in Dünamünde Verbrecher, die unmittelbar nach der Execution den Weg von Petersburg dahin angetreten hatten, und völlig hergestellt waren. Ob übrigens die Verwandlung der Todesstrafe in Leibeszüchtigung und Baugefangenschaft dem Staate Vorthail oder Nachtheil bringe, kann ich für Rußland nicht beurtheilen; und ob sie recht sey, gehört gar nicht

hieher. *) Aber die Bemerkung gehört wohl hierher, daß man einen Unterschied der Strafe nach dem Stande Statt finden läßt. Wird ein solcher Unterschied mehr oder weniger in den meisten Ländern gemacht, so ist er doch in keinem durch ein Gesetz so bestimmt, wie in Rußland. Nur der kleine Bürger steht unter dem Stocke und unter der Knute. Bey dieser Verfassung kommt es oft, daß der Hauptverbrecher weniger als derjenige bestraft wird, welcher einen entfernten Antheil an einem Vergehen genommen hat. So wurde vor kurzem der eigentliche Fabrikant von falschen Banknoten ohne alle Leibesstrafe nach Sibirien geschickt, und mancher, der sich bloß hatte brauchen lassen, die Banknoten zu vertreiben, geknütet, gebrand-

*) Bey der durch Kants Rechtslehre neuerlich wieder erregten Frage über die rechtliche Nothwendigkeit der Todesstrafe, ist es mir sehr sonderbar vorgekommen, daß man dagegen eingewandt hat, der Verbrecher könnte durch andere Strafen dem Staate nützlich gemacht werden, da doch Kant eben die Rücksicht auf eine solche Nützlichkeit für verwerflich erklärt.

markt und zum lebenslänglichen Vestungsbau verurtheilt. Die Geschichte dieser Fabrik ist überhaupt merkwürdig. Ich will sie Ihnen also noch zum Schlusse dieses Briefs mittheilen, so wie sie mir erzählt worden ist.

Baron G. . . Besitzer eines mässigen Ritterguts in Liefland, faßte den Entschluß sich auf Kosten des Staats zu bereichern, und selbst die Regierung in Riga zur Unterstützung seiner Unternehmung zu gebrauchen. In dieser Rücksicht gab er vor, er wolle eine Fabrik anlegen, die eben so guten Stahl liefern werde, als der Englische sey; um aber wegen der grossen Kosten nicht gefährdet zu seyn, bäthe er die Regierung, seine Arbeiter auf ein unverbrüchliches Stillschweigen zu verpflichten. Er erhielt was er verlangte, legte auch wirklich eine Stahlfabrik an, nebenbey aber zugleich eine von Banknoten. Beyde giengen eine ziemliche Zeit ohne alle Störung ihren Gang, bis einige Arbeiter manche geheime Operationen verdächtig fanden, und bey der Regierung anzeigten. Diese fand nun zwar bey der geheimen Untersu-

chung, die sie darüber anstellen liess, nichts, was einen gegründeten Verdacht erwecken konnte, mochte aber doch unter der Hand die Wechsler instruiert haben, auf die Beschaffenheit der bey ihnen einkommenden Banknoten Achtung zu geben. Als daher einmal der D. A. . . aus Mietau gegen tausend Rubel in Ducaten umsetzte, fand sich bey Vergleichung, dass eine Nummer darunter war, welche der Wechsler schon in seiner Casse hatte. Auf seine Anzeige reiste der Gouverneur sogleich nach Mietau, liess den Doctor arretiren und brachte ihn durch das Versprechen der Befreyung aller Strafe dahin, den ganzen Gang der Sache anzugeben. Es wurden dabey Leute verwickelt, denen man gar keine solche Geldquelle zugetraut hatte; unter andern ein preussischer und ein österreichischer verabschiedeter Officier, die in armseligen Umständen bis zu ihrer Verhaftung lebten. Nach Ausgang der Sache wurden die adeligen Verbrecher entweder nach Sibirien, oder wenn sie Ausländer waren, über die Grenze geschafft, die Bürgerlichen aber, mit aller Strenge bestraft.

VII.

So manche Mängel ich in der neuen Verfassung des russischen Reichs zu finden glaube, so habe ich doch in meinem vorigen Briefe behauptet, sie sey in Vergleichung mit der alten eine wahre Wohlthat für den Staat gewesen. Wenn sie aber dieß im Allgemeinen ist, so kann man doch immer noch fragen: ist sie es auch für Liefland insbesondere? Dafs ein grofser Theil der Einwohner desselben sie aus keinem günstigen Gesichtspunkte ehemals betrachtete, wissen Sie aus den öffentlichen Blättern; und noch jetzt, muß ich hinzusetzen, giebt es viele Personen, welche die alte Verfassung zurückwünschen. Haben diese Urtheile einen gültigen Grund, oder sind sie nur als Vorurtheile der Gewohnheit, oder gar als Verirrungen des Eigennutzes einiger ehemals vorzüglich begünstigter Personen anzusehen? Diese Fragen sind gar nicht so leicht

zu beantworten, als sie oft beantwortet werden. Auch mässe ich mir nicht an, dieselben auf eine entscheidende Weise zu lösen. Ich werde oft nur referiren, bey dieser Relation aber heterogene Gründe jener Urtheile sorgfältig zu unterscheiden suchen. Fürchten Sie dabey nicht, daß ich mich in eine trockene Vergleichung der Gründe und Gegengründe einlassen werde. Thatfachen werden auch hier die Hauptgegenstände seyn, und zugleich keinen unwichtigen Beytrag zur Kenntniß der Dinge überhaupt liefern.

Liefland ist mit der russischen Regierung nicht zufrieden, dieß hat seine gute Richtigkeit, soll aber nicht so viel heißen, als ob es im Ganzen wünsche, wieder unter pohlischer oder schwedischer Herrschaft zu stehen. Nur der Bauer äußert bisweilen einen solchen Wunsch; der Bürger sowohl als der Edelmann hingegen weiß sehr gut, daß er bey diesem Tausche mehr verlieren als gewinnen würde. Diese Einsicht habe ich selbst bey den leidenschaftlichsten Klagen über Bedrückungen in jedem nur etwas aufgeklärten

Manne noch wirksam gefunden. Ferner bezieht sich die Unzufriedenheit der Liefländer nicht bloß auf die neue Statthalterschaftsordnung. Ehe noch an diese gedacht wurde, fehlte es nicht an Klagen. Und selbst solche, die mit und während der neuen Ordnung der Dinge entstanden, beziehen sich nur zum Theil auf die eigentliche Regierungsverfassung. Endlich muß man selbst in Rücksicht auf diese nicht nur die Klagen der Stadt Riga von denen des ganzen Landes, sondern auch bey diesem wie bey jener mehrere Punkte von einander trennen. Wirft man dieß alles unter einander, so entsteht ein Labyrinth aus dem kein Mensch kommen kann, und aus welchem die so häufigen ganz widersprechenden Urtheile entstehen. Ich selbst habe mich nicht anders daraus los winden können, als indem ich die Beschwerden, so zu sagen, in besondere Rubriken brachte, und nach diesen will ich Ihnen auch meine Erfahrungen mittheilen. In diesem Briefe sollen Sie nur solche Klagen dargestellt finden, die entweder vor der neuen Ordnung der Dinge Statt fan-

den, oder doch die eigentliche Regierungsverfassung nicht treffen, und zwar nur in Beziehung auf die Stadt Riga. Diese hatte bey der Unterwerfung unter den russischen Scepter alle ihre Privilegien bestätigt erhalten; und der Gouverneur, der über sie wie über das Land gesetzt war, hätte eigentlich nur dahin sehen sollen, daß die Gesetze beobachtet und die Gerechtigkeiten jedes Standes aufrecht gehalten würden. Ob dieß aber geschehen ist, mögen Sie aus folgenden Anordnungen und Befehlen, die sich von dem Gouverneur Graf B. . . herschreiben, selbst beurtheilen.

Das fast überall gewöhnliche Getreidemaß ist rund — und aus guten Gründen. Die Ecken einer andern Form werden vom Hafer, Malz u. s. w. nicht hinlänglich ausgefüllt. In Lief-
land ist das Maß viereckig. Dieß hat folgenden Ursprung. Die Bauern des Gouverneurs beschwerten sich darüber, daß sie ihr Getreide mit einem großen Haufen messen lassen müßten. Vielleicht war diese Beschwerde gegründet. So gewöhnlich es ist, gewisse Getreidearten nicht zu streichen, so

kommt doch dabey sehr viel auf die Höhe und den Umfang des Masses an, und ich kann nicht verbürgen, daß man nicht nach und nach die Höhe des Masses in Riga verringert, und den Umfang vergrößert hatte. Allein nicht darin allein, sondern auch in die runde Form setzte der Gouverneur den Fehler, und befahl vier-eckiges Maß einzuführen.

Seit vielen Jahren war die Stadt im Besitze einer Niederlage zum Flachs und Hanf gewesen. Sie hatte die Gebäude auf ihre Kosten errichtet, und einen mäßigen Zins davon gezogen. Keinem Menschen konnte einfallen zu fragen, ob nicht der Zins etwa die Interessen überstiege, welche das angelegte Capital gegeben haben würde, da kein Mensch gebunden war, sich des Rathsgebäudes zu seiner Niederlage zu bedienen. Dessen ungeachtet zog der Gouverneur den Rath zur Rechenschaft darüber, und nöthigte ihn 40,000 Thaler Alberts als vermeintlichen Profit heraus zu geben. Die Gelegenheit dazu war folgende: Das Ingenieurcorps fand die Flachs- und Hanfniederlage zu nahe bey der Stadt,

und hatte darin wohl Recht. Auch war der Rath bereit, ein anderes Gebäude an einem von dem Ingenieurcorps angegebenen Platze zu errichten. Der Platz war bestimmt, manches Haus, das an demselben gestanden hatte, gekauft, niedergerissen, und der Grund zu dem neuen Gebäude gelegt, als eben das Ingenieurcorps, welches diesen Platz angegeben hatte, denselben nicht schicklich genug fand, sondern auf einem andern bestand. Dann erst glaubte der Rath, der wohl mit Recht Chicane witterte, sich der ganzen Sache entschlagen zu müssen. Er hatte bloß für das allgemeine Beste, ohne Rücksicht auf den besondern Nutzen für die Stadtcasse, sorgen wollen; war aber auf keine Weise gehalten, mit großem Verluste für dieselbe den Vortheil von Privatpersonen zu befördern. Nun trat ein russischer Kaufmann auf (Fatow hies er, wenn ich nicht irre) und erbot sich Hanfmagazine an dem zuletzt angewiesenen Platze zu erbauen, wenn die Stadt ihm den bisher gezogenen Profit von den alten nach Abzug des angelegten Capitals und der Interessen als

Zuschuss geben wollte. Auf Befehl des Generalgouverneurs blieb dem Rathe nur der Wechselfall, entweder selbst zu bauen, oder dem Vorschlage Gehör zu geben. Er wollte nicht bauen, behauptete aber, er habe keinen Gewinn gezogen, und folglich keinen heraus zu geben. Vielleicht hätte er besser gethan, geradezu die Verbindlichkeit zur Herausgabe zu bestreiten. Da er dieß nicht that, so sollte er die Rechnungen von dreyßig und mehreren Jahren vorlegen. Unglücklicher Weise waren keine besondern Rechnungen über den in der Frage begriffenen Gegenstand gehalten worden. Der Gegner hatte also ziemlich freyes Spiel aus den allgemeinen eine, für ihn so günstige Bilanz zu ziehen, daß er einen Ueberschuss von 80,000 Thalern heraus brachte. Gegenerinnerungen halfen zu weiter nichts, als daß der Unternehmer aus Billigkeit die Summe auf die Hälfte heruntersetzte. Der Rath sträubte sich lange gegen die Auszahlung auch dieser Hälfte, als der Gouverneur einst am Abende vor dem Neujahrstage ihm auflegte, entweder noch

heute die 40,000 Thaler zu bezahlen, oder zu gewärtigen, daß er, auf Bericht an die Kaiserin, das Ganze zu erlegen angehalten würde. Bey einer solchen Drohung glaubte der Rath nachgeben zu müssen, und zahlte — Sonderbar war es, daß dieß an dem Abende vor einem Tage geschah, an welchem die Stadt gewohnt war, dem Gouverneur für seinen gnädigen Schutz ein jährliches Geschenk von einigen hundert Ducaten zu machen.

Die Ausprüche der Gerichte hatte zwar ehemals der Gouverneur in Liefland eben so wenig als jetzt zu leiten. Gleichwohl konnte sich der Magistrat in Riga nur mit Mühe seines Einflusses erwehren. Mir ist davon ein auffallendes Beyspiel erzählt worden. Bey einem Concurse hatte das Iesuitenkloster in Polotzk einige tausend Thaler zu fordern, und war, da es eine der jüngsten Schuldverschreibungen hatte, wie natürlich, in die unterste Klasse locirt worden. Darüber befeherte es sich bey dem Gouverneur, und erhielt von diesem einen so bestimmten Befehl an den Magistrat, ihm zu seinem Gelde

zu verhelfen, daß der Bürgermeister Schick, um den Willen des Gouverneurs zu erfüllen, und doch keine Ungerechtigkeit zu begehen, das Capital aus seinem eigenen Vermögen bezahlte.

Solche Vorfälle, die vor der neuen Einrichtung Statt fanden, mußten wohl Unzufriedenheit erzeugen; und doch sind sie eine Kleinigkeit gegen den Schaden, den die Stadt von einem ihr aufgedrungenen Unternehmen hatte, wovon ich nunmehr sprechen werde.

Vor ohngefähr funfzehn Jahren machte der Oberste W. . . einen Plan, die Düna vom Sande zu reinigen, und besonders die Sandbänke bey dem Ausflusse derselben zu durchbrechen. Der Gegenstand war wichtig. Allerdings häufte sich der Sand nach und nach so, daß schon mancher Ort jetzt bebaut ist, der ehemals zu dem Bette des Flusses gehörte, und besonders der Eingang immer schwieriger wurde. Daher erzählt man, daß, als die Kaiserin in Riga einen holländischen Schiffer fragte, wie es gienge, dieser zur Antwort gab: schlecht, hoher Zoll und klen

Water. Wäre nun der gemachte Plan geschickt gewesen, jenen Nachtheilen abzuhefen, so hätte er verdient, mit beyden Händen aufgenommen zu werden. Allein die Stadt setzte gleich Anfangs Mißtrauen in dessen Güte. Anders wurde er in Petersburg aufgenommen. Man fand ihn vortreflich, und wollte ihn — doch größtentheils auf Kosten der Stadt — ausführen lassen. Zu ihrem Besten, hies es, wird der Bau unternommen, es ist also billig, daß sie die Kosten trage. Einwendungen halfen nichts. Riga mußte auf diesen Bau gegen anderthalb Millionen Albertsthaler verwenden, und am Ende sehen, daß diese für eine einzelne Stadt ungeheure Summe ganz verloren war. Ia man behauptet ziemlich allgemein, daß das Fahrwasser seit jenem Baue viel schlechter geworden sey, und daß er mittelbar sowohl als unmittelbar beygetragen habe, den Sand in dem Flußbette zu vermehren. Diese Behauptung läßt sich in der That mit Gründen unterstützen. Die Hauptabsicht gieng dahin, durch Dämme den Fluß so einzuengen, daß er bey

hohen Wasser und besonders bey dem Eingange, die in der Mündung liegenden hohen Sandbänke durchbrechen, und überhaupt in der Tiefe sich den Raum verschaffen müsse, der ihm in der Weite abgeschnitten sey. Auch hat er eine grofse Sandbank durchbrochen; in der Tiefe hat er aber so wenig gewühlt, dafs das Bette im Ganzen immer seichter geworden ist. Diefs ist eine unleugbare Thatfache. Die Frage ist daher nur: haben die Dämme wirklich zur Vermehrung des Sandes beygetragen, oder würde er auch ohne dieselben in gleichem Mafse gewachsen seyn? Leicht zu heantworten ist in der That diese Frage nicht. Dafs der Sand sich von Jahr zu Jahre aufgehäuft haben würde, ist keinem Zweifel unterworfen. Er war zuvor immer gewachsen, warum hätte er einen Stillestand machen sollen? Und lehrt nicht die Geschichte aller Flüsse, welche viel Triebsand führen, dafs sie nach und nach eine unfahrbare Seichtigkeit nahe beym Ausflusse erhalten haben? Bey der Weichsel ist ein altes und ein neues Fahrwasser, und bald wird das neue wieder

ein altes werden. Es kommt also nur auf das Maß der Verschlemmung an; und wer kann dieß bestimmen? Indessen ist doch eine doppelte Betrachtung einigermaßen geschickt, ein allgemeines Urtheil zu bestimmen. Der Zusatz des Sandes um Riga wird hauptsächlich im Frühjahre nach dem Eisgange bemerkt. Auch weiß man, daß zur Zeit desselben das Wasser überall viel Sand führt. Wenn nun solch unreines Wasser geschwind abfließen kann, so wird es natürlich weniger Sand zurücklassen, als wenn es Widerstand findet, und lange Zeit zum Abflusse gebraucht; daß aber jene Dämme denselben verzögern, ist unstreitig. Sie haben den Fluß ganz wider natürlich eingeengt und ihn bey der Mündung schmäler gemacht, als sein übriges Bette ist. Hieraus entsteht noch ein Nachtheil, der ebenfalls zur Vermehrung des Sandes beytragen kann, ohne den Schaden zu rechnen, der sonst daraus entspringt. Nach einem harten Winter richtet der Eisgang gewöhnlich große Verwüstungen an. Das Eis stemmt sich in der engen Mündung des Flusses, und

läßt denselben zu einer erstaunenden Höhe anschwellen, so daß er Gebäude in Gefahr setzt, die sonst von demselben nicht bedroht gewesen waren. Gewöhnlich werden mehrere Dämme entweder ganz durchrissen, oder doch stark beschädiget, und da die Dämme in ihrer Ausfüllung nur aus Sande bestehen, so vermehren solche Durchbrüche und Beschädigungen die Masse desselben nicht wenig. Doch dem sey, wie ihm wolle, geholfen hat die Eindämmung auf alle Fälle zu nichts. Auch mußte man manchen Damm, der mit außerordentlichen Kosten aufgeführt worden war, ganz wieder eingehen lassen — und die Stadt, die sonst reich gewesen war, verarmte.

Das drückende Gefühl, das daher entstand, wurde noch durch manchen Nebenumstand vergrößert. Als der Stadt zugemuthet wurde, den Bau auf ihre Kosten betreiben zu lassen, war sie in Verlegenheit, fachverständige Männer zu finden, und bat die Kaiserin, ihr dieselben zukommen zu lassen. Die Bitte wurde gewährt, und ein Ingenieurcorps be-

fehligt, den Wasserbau zu leiten. Dafs nun dasselbe von der Stadt einquartirt und besoldet werden mußte, hätte hingehen mögen. Es bereicherte sich aber auf Kosten der Stadt ungerechter Weise, indem es die Sache so einzurichten wufste, dafs die Anschaffung der nöthigen Materialien ihm selbst oder seinen Helfershelfern überlassen werden mußten. Ferner wurde die Stadt angehalten, dem Obersten W. . . für seine Oberinspektion außer verschiedenen Stücken Landes von dem Stadtgebiete, und einem ansehnlichen jährlichen Gehalte noch gegen 20,000 Thaler an Douceur nach Vollendung des Baues zu geben. Wie sehr daher dieser Mann von manchem Bürger gehafst wurde, kann man sich leicht vorstellen — ob aber mit Recht, ist freylich eine andere Frage. So viele theoretische Kenntnisse er hatte, maßte er sich doch nicht an, seinen Plan selbst in Ausführung zu bringen. Er wollte im Gegentheile, dafs Männer zu Rathe gezogen würden, die durch eigne Erfahrung und durch praktische Uebung im Wasserbau mehr als er im Stande wären,

sein vorgeschlagenes Werk auszuführen. Hätte man seinem Rathe gefolgt, so würde es vielleicht ganz unterblieben seyn; und bestand man darauf, daß er auch ausführen sollte, was er entworfen hatte, so kann ihm das Unglück der Stadt schwerlich mit Recht zur Last gelegt werden.

Ich gehe nun zu einer Klage über, die in so fern mit den vorhergehenden in Verbindung steht, als sie auch die Verminderung des Stadtvermögens zum Grunde hat, und sich ebenfalls auf die Schiffahrt bezieht. Unter der pohnischen sowohl, als unter der schwedischen Regierung, hatte die Stadt Riga den dritten Theil des Zolles, den die Schiffe und Waaren erlegen müssen, zu Bestreitung ihrer grossen Ausgaben erhalten. Peter I. hatte so wie andere Privilegien, auch dieses bestätigt, und die Kaiserin Catharina II. dachte ebenfalls nicht daran, dasselbe aufzuheben. Allein die Einrichtung, die sie traf, setzte doch diesen Zweig der Einkünfte für die Stadt zu gewissen Zeiten fast auf die Hälfte herab. Sie wollte nämlich die jährliche

Berechnung zwischen der Stadt und der Krone aufheben, und der ersten eine fixe verhältnismässige Summe auszahlen lassen. Zu dem Ende wurde die Mittelsumme von zehn nach einander laufenden Jahren bestimmt. Dabey konnte für Riga eben sowohl Gewinn als Verlust seyn, und folglich die Sache selbst keine Unzufriedenheit erregen. Diese mußte aber entstehen und immer gröfser werden, da die Krone die bestimmte Summe nicht in Albertsthalern sondern in Banknoten, und zwar einen Thaler zu 125 Kopek gerechnet, auszahlen liefs. Denn gleich Anfangs verlor die Stadt dadurch etwas Ansehnliches, und endlich gegen 40 Procent, als nach und nach der Albersthaler im Cours auf 200 Kopek stieg. Nach dem grossen Aufwand für den Dünenbau, war so schon die Stadt kaum mehr im Stande ihre grossen Ausgaben zu bestreiten. Da nun noch überdiefs ihre Einnahme sich immer mehr verminderte, so gerieth ihr Finanzwesen in Verlegenheit. Die Regierung mischte sich in dasselbe, und verlangte Verminderung der Ausgaben auf eine Art,

die mit der Gerechtigkeit nicht zu bestehen schien.

Bey der Einziehung des alten Magistrats waren zugleich die Befoldungen sehr herabgesetzt worden. Dawider liefs sich so gar viel nicht sagen. Die Magistratspersonen sind Kaufleute, die im Handel ihren Unterhalt finden. Bey den Secretairen, Protocollisten u. f. w. ist die Sache freylich anders, und die Verminderung der Einkünfte bey solchen Stellen hat unstreitig Nachtheile. Da sie indessen bey der Einführung der Statthalterchaftsregierung meistens mit neuen Subjekten besetzt wurden, so wußten diese was sie zu erwarten hatten, und es fiel wenigstens der Gedanke einer offenbaren Ungerechtigkeit weg. Dieser entstand aber, als auch bey eingeschränkten Befoldungen die Einkünfte der Stadt nicht zureichten, und die Regierung den doppelten Vorschlag that, dafs die Stadtmagistratspersonen ganz unentgeltlich dienen, und die Subalternen künftig in Banknoten nicht nach dem Course, sondern so wie die Krone dieselben rechnete, bezahlt wer-

den sollten. Denn wenn gleich die Obrigkeit alle drey Jahre mit neuen Gliedern besetzt werden kann, so hängt es doch nicht von den Kaufleuten ab, ob sie dienen wollen oder nicht; und zu leugnen ist auf keine Weise, daß ihre Geschäfte durch die Verwaltung der übertragenen Aemter oft leiden. Bey den Subalternen war die Ungerechtigkeit noch gröfser. Auch erklärte sich der Stadthaupt so ausdrücklich dagegen, daß er zwar seiner Ausdrücke wegen zur Mäßigung verwiesen wurde, aber doch in der Hauptsache durchdrang. Noch ehe man dieß Mittel vorschlug, die Ausgaben der Stadt zu vermindern, hatte man sie auf eine andere Weise wirklich vermindert, die, so angemessen sie der strengen Gerechtigkeit war, doch auch ihre Nachteile hatte. Indem man nämlich das eigentliche Stadtvermögen aufs Reine zu bringen suchte, wurde den milden Stiftungen manches entzogen, was eigentlich nicht dazu gehörte, aber zur Zeit des Wohlstandes darzu geschlagen worden war. Den Ausfall mußten nun die Bürger durch milde Beysteuern ersetzen.

Alles dieses Ungemach wurde allerdings zu der Zeit am meisten gefühlt, als die Statthalterchaftsregierung eingeführt war, kam aber gar nicht von dieser her, und ward ihr mit Unrecht zur Last gelegt. Denn theils ist der Grund darzu wirklich schon von der neuen Einrichtung gelegt worden, theils hätte er Statt gefunden, wenn auch nie etwas in der ehemaligen Regierung geändert worden wäre. Eben so ist es auch mit den mancherley Beschwerden über das Zollwesen, mit denen ich Sie jetzt bekannt machen will, wenn Sie nicht schon damit bekannt sind.

Die erste Hauptbeschwerde betrifft allerdings, so wie überall die Gröfse des Zolls. Ich bin weit entfernt, jede Klage darüber gut zu heißen. Im Gegentheile halte ich diese Art von Abgaben, in so fern sie auf Dinge gelegt wird, die nur der Wohlhabende bedarf, für sehr zweckmäfsig. Es kann aber bezweifelt werden, dafs das Mafs der Abgabe sich immer nach der Entbehrlichkeit richte. Wenigstens läfst sich die Behauptung einer solchen Angemessenheit gewifs nicht mit so

Wenigem rechtfertigen, als Herr Hupel thun zu können glaubt. *) Nicht einzelne Artikel müssen ausgehoben, sondern alle genau, und zwar in Beziehung auf Rußland betrachtet werden. Und dann möchten sich manche finden, die nach der Lage der Dinge zu hoch impostirt sind, und andere, die gar nichts bezahlen, ob sie gleich viel bezahlen sollten. Alles was man dabey zur Entschuldigung anführen kann, besteht in der Schwierigkeit, den Zoll so einzurichten, daß er, wenigstens im Ganzen, nach Verhältniß des Vermögens oder doch des Luxus bezahlt wird. Wenn endlich diese Angemessenheit noch einigermaßen Statt findet, so ist doch zu bedenken, daß die Versuchung zum Betrüge in Verhältniß der Höhe des Zolls steigt, und Maßregeln nothwendig macht, welche nicht nur allgemein drückend, sondern gerade für diejenigen am drückendsten sind, welcher mit der meisten Schonung behandelt zu werden verdient. Die daher entstehenden Placke

*) S. Versuch d. St. v. R. D. Th. II. S. 543.

reyen erregen in Rußland das meiste Mißvergnügen. Sie sind auch in der That, auf den Grenzen größer als in andern Ländern, und gerade da am größten, wo man sonst am wenigsten davon wufte — in Riga. Es muß der Regel nach nicht nur jeder Koffer auf das Zollhaus geschafft und Stück für Stück ausgepackt, sondern bey zu verzollenden Sachen noch vor dem Auspacken bestimmt angegeben werden, worin sie bestehen. Findet man ein Stück mehr, oder ein anderes, als angegeben ist, so wird es confiscirt. Ein Versehen des Commissionärs im Auslande, oder ein Gedächtnißfehler kann sonach theuer zu stehen kommen. Ferner wird, wie ich schon angeführt habe, bey vielen Sachen der Zoll nach dem angegebenen Preise bestimmt, und finden die Zollbedienten denselben zu niedrig, so haben sie das Recht, die Waaren mit einer Vergütung von zwanzig Procent für sich zu behalten. Dieß ist für den Kaufmann der lästigste Punkt unter allen. Er setzt ihn in eine Abhängigkeit von den Zollbeamten, die man nirgends eben so groß findet. Bey stark

belegten Waaren kann man als ausgemacht annehmen, daß die wenigstens Kaufleute den Willen haben, den wahren Preis anzugeben, und die übrigen rechtschaffenern, welche ihn gern angäben, müssen entweder auf solche Artikel ganz Verzicht thun, oder dem Beyspiele der andern folgen. Es ist überdieß, wie ich im Folgenden besonders anführen werde, die Berechnung des Zolls von der Art, daß es unausgemacht bleibt, ob man unredlich handelt, wenn man nicht den wahren Preis angiebt. Thut man aber dieß, so ist man in der Gewalt der Zollbeamten, und kann ohne Begünstigung von ihrer Seite nicht fortkommen. Daher nehmen sie ein oft empörendes Betragen an, und leben bey sehr eingeschränkten Einkünften von Rechts wegen, auf einem Fusse, der einen großen Zuschuß von Unrechts wegen voraussetzt. Auch läßt sich denselben schwerlich Einhalt thun. Denn man kann nicht sagen, daß eigentliche Bestechungen vorgehen. Wenn sie zu gewissen Zeiten wirklich Geld empfangen, so geschieht dieß immer nur, weil sie sich bemühen, die

Visitirung der Waaren zu beschleunigen; und wenn sie Waaren auf Rechnung nehmen, ohne sie zu bezahlen, wie können sie der Bestechung beschuldigt werden? So drückend das Letzte oft für den Kaufmann ist, so muß er doch gewöhnlich schweigen. Alles was er thun kann, ist, daß er Waaren, die zu viel Liebhaber unter den Zollbeamten finden, gar nicht mehr verschreibt. So machte es einer, der von einem Transport französischer Confituren nur den vierten Theil aus dem Zollhause zurück erhielt; und so wagt es mancher nicht, Austern kommen zu lassen, weil sie da allgemeines Gut zu werden scheinen.

Die Gewohnheit Waaren zu nehmen, ohne sie zu bezahlen, ist so stark, daß mancher Zollbeamte jedes Entgegenstreben als eine Läsion ansieht, die er zu vergelten suchen muß. Er ist bitter und böse, daß man Zahlung verlangt, und verweigert, wenn er kein anderes Mittel der Rache hat, sein Amt zu rechter Zeit zu verwalten. Diesem Mittel kann auch nur in seltenen Fällen entgegen gearbeitet werden. Wer kann immer wissen,

ob nicht die Geschäfte überhäuft sind, und einen Aufschub von einem oder mehrern Tagen in der Abfertigung nothwendig machen? Ueberhaupt, so streng über Ordnung gehalten werden soll, so schlecht wird sie doch beobachtet.

Diese Plackereyen, verbunden mit der Höhe des Zolls, geben vorzüglich in Liefland Veranlassung zu starken Klagen. Weder die einen noch die andern kannte man ehemals da. Der Zoll war niedrig, die Versuchung zum Betrüge daher geringer, und eben deswegen der Beamte willfähriger und bescheidener, als jetzt. Ueberdies ist Riga unter allen Städten in Rücksicht auf den Zoll, die geplagteste. Denn erstlich muß sie allein denselben in klingender Münze bezahlen; und zweytens hat sie einen Theil ihres Handels durch den hohen Zoll verloren. Wie das Erste drückend, und das Zweyte entstanden sey, muß ich besonders auseinander setzen, weil hierüber manche Irrthümer selbst in guten Schriften herrschen.

Die Stadt Riga muß den Zoll in Albertsthalern erlegen; aber, sagt Herr Hupel, dieß Geld ist auch das gewöhnliche dort. Da sollte man nun glauben, es wäre nichts natürlicher, als die Abgaben in der gangbaren Münze zu entrichten. Allein abgerechnet, daß in der That, jetzt wenigstens, eben so viel Papiergeld, als klingende Münze in Riga ist, so darf man das ganze Verfahren bey Berechnung des Zolls, nur in seinem wahren Lichte zeigen, um ein ganz anderes Urtheil zu veranlassen. Die Angabe der Waaren nämlich, muß in Rubeln geschehen, der Zoll wird dann auch nach Rubeln bestimmt, und erst nach dieser Bestimmung der Werth von 125 Kopek einem Albertsthaler gleich gerechnet.*)

*) Einem Gerüchte zu Folge soll nach dem neuen Zolltarif unter der jetzigen Regierung, der Thaler zu 140 Kopeck gerechnet werden. Das ist ohnstreitig eine Erleichterung. Daher ich gar nicht begreife, warum diese Bestimmung in einem Briefe aus Mierau (S. den teutschen Merkur, 98. St. III. S. 342) mit Gegenständen zusammengestellt ist, die auf das Gegentheil von Erleichterung schließen lassen.

Da nun, wie ich oft gesagt habe, der Werth eines Thalers bis zu zwey Rubeln gestiegen ist, so soll der rigische Kaufmann unstreitig drey Achtel mehr als der Kaufmann an andern Orten bezahlen. Diese Berechnung ist es, von der ich oben sagte, daß sie die Unredlichkeit bey der falschen Angabe des Waarenpreises zweifelhaft macht. Wenn die Krone einen Albertsthaler nur zu 125 Kopek rechnet, ist man nicht versucht zu glauben, daß sie sich von den Kaufleuten bey einem und eben demselben Geschäfte eine gleiche Berechnung gefallen lassen werde? Gleichwohl haben die Zollbeamten das Recht, die Waaren nach dem fingirtem Werthe eines Albertsthalers in Banknoten zu bezahlen; und dann sind die 20 Procent, welche zum angegebenen Preise geschlagen werden, bey weitem nicht hinlänglich, das Deficit des wahren zu decken.

Ueberdies nimmt das Zollamt nur neue Thaler, und diese sind oft sehr schwer zu erhalten. Daher die Kaufmannschaft vor kurzem bath, daß Zollamt möchte wenigstens angewiesen werden, Banknoten als Pfand

anzunehmen. Der Generalgouverneur, Fürst Repnin, willigte ein, und bestimmte 250 Rubel in Banknoten als Pfand für 100 Thaler. Dabey war wirklich der Cameralhof gar nicht gefährdet. Dessen ungeachtet wollte er von einem solchen Pfande nichts wissen, und verlangte, daß die Sache an den Senat berichtet werde. Ob der Bericht abgegangen sey, weiß ich nicht; doch zweifle ich daran. Bey dem so bestimmten Werthe der Albertsthaler konnte der Kaufmannschaft wenig an der gesuchten Befugniß gelegen seyn. Vielleicht hätte sie wenigstens einige Erleichterung erhalten, wenn sie nur gebeten hätte, statt der neuen Thaler alte erlegen zu dürfen. Man begreift in der That gar nicht, warum die Krone keine alten annehmen sollte, da am Ende die Berechnung des Zolls nach Pfunden gemacht wird, und selbst die Neuheit der Thaler nichts helfen würde, wenn nicht ihrer vierzehn ein Pfund wögen. Kommt es aufs Gewicht an, warum sollte dieß denn nicht auch durch alte Thaler zu erhalten seyn? — Nicht die Krone, sondern nur das Personale

des Zollamts würde bey einer Aenderung verlieren. Denn vierzehn neue Thaler wiegen etwas mehr als ein Pfund, und dieser Ueberschufs, der im Ganzen etwas Ansehnliches ausmacht, ist ein Gewinn für die Zollbeamten.

Wenn man die Klagen über hohen Zoll zu nichte machen will, so stellt man sie immer so vor, als kämen sie hauptsächlich von der Gewinnfucht der Krämer; und will man sagen, dafs um ihrentwillen das Ganze nicht nachgesetzt werden könne, so hat man wohl nicht Unrecht. Aber die Vorspiegelung, als ob nur die Kaufleute unzufrieden wären, hat meistentheils gar wenig Grund. Sie schlagen die Abgaben auf die Waare; und setzen sie um des hohen Preises willen weniger als sonst ab, so ist doch wohl offenbar, dafs der Verlust für das ganze Publicum sehr oft noch gröfser ist, als für die Kaufleute. Nur unter gewissen Umständen leiden diese vorzüglich, und solche Umstände fanden gerade für Riga Statt. Als der Zoll niedrig war, nahmen die Pohlen, welche ihre Produkte über Riga aus-schiffen liefsen, gewöhnlich für einen grossen

Theil ihrer zu ziehenden Summen Waaren zurück. Es war dieß bequem und nicht nachtheilig für sie. Als sie aber nach Erhöhung des Zolls die Waaren im Durchschnitte um ein Viertel theurer bezahlen mußten, als in Mietau, so war es natürlich, daß sie dieser Stadt den Vorzug gaben. Um demselben zuvor zu kommen, war zwar festgesetzt, daß für die in fremde Länder gehenden Waaren der Zoll wieder vergütet werden sollte. Allein erstlich fand diese Vergütung nur bey einer gewissen Summe Statt, und zweytens war sie mit so viel Umständlichkeit verbunden, daß man sie größtentheils lieber ganz aufgab. So verlor Riga einen ansehnlichen Theil des Handels; und dieser Verlust traf nicht bloß die Kaufleute, sondern zugleich das Land. Er wurde dadurch noch ansehnlicher, daß man aus Mietau eine sehr große Menge Waaren nach Riga und nach Liefland überhaupt brachte, wobey auch der Zoll unmittelbare Beeinträchtigungen litt. Um solchen Unterschleif zu verhüten, hat man zwar sehr strenge Mafsregeln genommen, und nicht nur

viele Zollreiter angestellt, sondern auch viele Wege schlechterdings verboten. Dem Unterschleife wird aber dadurch wenig Einhalt gethan, und es entsteht aus den Mafsregeln doch sehr viel Nachtheiliges. So steht drey Meilen von Riga ein ganzer Wald unbenutzt, weil der kurze Weg aus dem nächsten Gute dahin ganz verboten, und der erlaubte wenigstens viermal länger ist. Doch diess im Vorbeygehen. Ich komme auf den Hauptgegenstand zurück. Die Plackereyen bey dem Zollwesen, und der Verlust des Handels sind die Hauptgegenstände des Misvergnügens bey diesem Theile der russischen Regierung; es haben sich aber dazu noch manche besondere Unannehmlichkeiten gesellt, woran die Krone zum Theil ganz unschuldig ist. Ich will nur eine anführen, die mir charakteristisch scheint.

Als das Zollwesen auf einen neuen Fuß gebracht werden sollte, setzte die Monarchin eine besondere Commission nieder, wozu auch die Kaufmannschaft in Riga gezogen wurde. Nach manchen Debatten zwischen dieser und

den Kronscommissarien kam der Entwurf zu Stande, und wurde der Kaiserin vorgelegt. Diese nahm ihn, ihrer Versicherung nach, ganz so an, wie er ihr war vorgelegt worden, gleichwohl waren in der deshalb ausgefertigten Verordnung eine Menge Punkte, zu welchen die Kaufmannschaft gar nicht gestimmt hatte. Wie konnte sie also anders denken, als daß das Haupt der Kronscommission, durch welches die ganze Sache betrieben worden war, diese Punkte eigenmächtig eingeschoben, und die Kaiserin hintergangen habe? Unter dieser Voraussetzung faßten einige hundert Kaufleute den Entschluß, an die Kaiserin ein Supplik gelangen zu lassen, das von ihnen allen unterschrieben war. Dieser Schritt wurde aber sehr übel aufgenommen. Die Kaiserin schickte das Supplik an den Generalgouverneur mit dem Befehle, der Kaufmannschaft nachdrücklich zu verweisen, daß sie ohne seine Zustimmung eine Vorstellung gegen eine Senatsukase eingereicht habe. Und dieser gab auch den nachdrücklichen Verweis auf eine nachdrückliche Art. Er

ließ die vornehmsten Kaufleute zu sich bescheiden, machte es ihnen zum Vorwurf, daß sie in Verbindung mit Apothekern (so heißen in Riga bisweilen auch die kleinen Krämer) sich den Kronsbefehlen widersetzten, zerriss darauf ihr Supplik, und warf ihnen die Stücke vor die Füße. *)

In der That hatten die Kaufleute bey ihren Mafsregeln ein Gesetz übertreten, über das strenge gehalten wird, wie Sie aus meinem vorigen Briefe wissen. Zu entschuldigen waren sie aber freylich. Die Vermittelung

*) Diesen Vorfall erzählt auch Herr Snell in seiner Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee (S. 29.) mit vielen andern starken und schwer zu beweisenden Aeufserungen über den Gouverneur, der jene Bittschrift zerriss, ohne seinen Namen zu nennen; und nach einem andern Orte, wo er ihn nennt, sollte man glauben, er habe eine uneingeschränkte Achtung für ihn. Wie verträgt sich ein solcher Widerspruch mit der Wahrheit, die, nach der Vorrede, seinen Nachrichten im höchsten Grade eigen seyn sollen. Uebrigens ist jener Vorfall selbst, nach dem, was ich davon gehört habe, nicht ganz richtig von ihm erzählt.

des Generalgouverneurs konnten sie nicht nachsuchen. Sie setzt die Zustimmung desselben voraus, und zu dieser hatte man keine Hoffnung. Er war der groſse Gönner des Mannes, gegen welchen hauptsächlich das Supplik gerichtet wurde, den Etatsrath D. * Die Sache blieb also wie sie war, und vermehrte den Haſs, den man so schon auf diesen geworfen hatte, und der bis an seinen Tod währte. Ihm wurde hauptsächlich die Schuld beygelegt, daſs Riga um seine Zollfreyheit gekommen, und mit ganz Ruſsland auf gleichen Fuſs geſetzt worden war. In Rückſicht dieses Schritts ist er allerdings zu entschuldigen. Denn wenn er auch seine Privatleidenschaften dabey mit wirken lieſs, wie man ihm vorwirft, so hat er doch zugleich für das Beste des Ganzen geforgt. Mit der Gleichmachung des Zolls wurde zugleich derjenige aufgehoben, welcher zuvor auch von den inländischen Produkten bezahlt werden mußte, wenn sie in Provinzen verſandt wurden, die einen ungleichen Tarif hatten; und zugleich fiel auch für die ausländischen Waa-

ren aller Nachschuß von einer Provinz zur andern weg. Die daher entstandene ungehinderte Communication im ganzen russischen Reiche hat nicht nur großen Vorthail für den Handel, sondern auch für die Moralität, wenn es erlaubt ist, diese bey der Politik in Anschlag zu bringen. Auch würden die verständigern Bürger von Riga, wenigstens mit der Zeit, ihren eigenen Verlust, den sie um des allgemeinen Besten willen erlitten, verschmerzt, und den Haß gegen den Urheber desselben aufgegeben haben, wenn jener in die Grenzen der Nothwendigkeit eingeschlossen geblieben, und dieser nicht aus dem Gedanken an Hinterlist entsprungen wäre. Ueberdies fehlte es nicht an Gelegenheiten zur Erneuerung des Hasses. Der Herr Etatsrath führte sie selbst herbey. Er bot z. B. der Stadt sein Haus um einen Preis an, der wenigstens fünf bis sechs tausend Thaler zu hoch war, und sie kaufte es, ob sie es gleich gar nicht brauchte, bloß um ihn nicht zu erbittern. Noch kurz vor seinem Tode that er einen Schritt, der an seinen Charakter

stark erinnerte, wenn gleich die Stadt selbst nicht dabey litt. Diese hatte nämlich von alten Zeiten her der Garnison in Riga einen grossen Heuschlag von ihrem Gebiete überlassen — und er bath die Monarchin, sie möchte, da die Garnison des Heues nicht bedürfe, der Stadt befehlen, ihm den Heuschlag auf Lebenszeit zu überlassen. Dabey mus man wissen, dafs er ein Mann ohne Kinder war, und mehr hatte, als er brauchte, die Garnisonofficiere hingegen oft kaum dürftigen Lebensunterhalt haben, und einen jährlichen Verlust von einigen Thalern schmerzlich fühlen. Die Sache war eben zu Stande gebracht, als er in Riga starb. Der Haß nach seinem Tode zeigte sich auf mancherley Weise — und der Prediger, der seine Leichenrede hielt, wählte, den Gefinnungen des Publicums gemäfs, zum Texte die Worte: Niemand kann zweyen Herren dienen u. s. w. Dieser Text war sehr passend; auch gab er zu manchen Betrachtungen Anlaß, welche den Hauptpunkt der Anklage in ein günstigeres Licht setzten, als er zuvor erschienen war. Wer sich aber zur

allgemeinen Vertheidigung jenes Mannes verstehen wollte, der müßte auch die besondern Klagpunkte anhören, und dann einen schweren Stand haben. Sonderbar wars, daß selbst der Generalgouverneur den Mann, auf den er im Leben so viel gehalten zu haben schien, nach dem Tode verließ. Als sich die Verwandten desselben über die mancherley Verunglimpfungen beschwerten, die ihm sogar von den Straßenjungen widerfuhren; so erhielten sie zur Antwort bloß den beruhigenden Vorwurf, warum sie auch so viel Umstände mit dem Verstorbenen machten, und nicht eilten, ihn unter die Erde zu bringen? —

Von den Ursachen des Misvergnügens über die russische Regierung überhaupt, sollte ich nun zu denjenigen übergehen, welche die Statthalterchaftsregierung insbesondere treffen. Allein es ist Zeit, daß ich diesen Brief schliesse; in dem nächsten hole ich nach, was diesen zu lang machen würde.

VIII.

Ich habe mich anheischig gemacht, Ihnen die Gründe auseinander zu setzen, warum Liefland noch jetzt nicht mit der neuen Einrichtung zufrieden ist. Um nun auch hier alle Verwirrung zu vermeiden, werde ich die Statthalterschaftsregierung in Beziehung auf jeden Hauptstand der bürgerlichen Gesellschaft besonders betrachten. Was hat zuerst die Bauerschaft gewonnen? — Wenig oder nichts — sein Verlust hingegen ist von Bedeutung.

Wenn in Russland so viele Bauern durch die Statthalterschaftsregierung zu Bürgern erhoben wurden, so hat in Liefland auch nicht ein einziger das Glück gehabt. Denn theils sind da wenig neue Städte angelegt worden, theils hat man nicht Landgüter dazu genommen, sondern abgewartet, ob sich an den zu Städten bestimmten Plätzen nicht von selbst

freye Leute ansiedelten. Sollen ferner in den für die Bauerschaft bestimmten Gerichten Beysitzer aus ihrer Mitte seyn, so haben doch diese wenig oder keinen Einfluß auf die gerichtlichen Ausprüche. Es ist übrigens ganz falsch, wenn man glaubt, daß der Bauer dadurch in Stand gesetzt werde, Recht gegen seinen harten Herrn zu erhalten. Hat er solche Klagen anzubringen, so muß er sich an die Regierung, oder in wirklichen Criminalfällen an Gerichte wenden, wo er nicht einmal Sitz, geschweige Stimme hat. Was in dieser Rücksicht zum Besten des Leibeigenen gethan worden, aber fast ohne allen guten Erfolg geblieben ist, schreibt sich von dem Anfange der Regierung der Kaiserin Catharina II. her. Auch kann man nicht sagen, daß der liberale Geist, welcher in der neuen Statthalterschaftsordnung herrscht, einen günstigen Einfluß auf das Schicksal der Leibeigenen in Liefland gehabt habe. Die Hauszucht über dieselben wird im Ganzen von den Herren noch, wie zuvor, oft mit einer empörenden Gefühllosigkeit ausgeübt, und da-

gegen ist keine Hülfe, so lange die Prügel, sie mögen noch so ungerecht seyn, nicht die Gesundheit zerstören, oder gar das Leben bedrohen. Ia selbst in dem letzten Falle verfährt man gegen den Edelmann viel zu gelinde. Vor kurzem wurde der Major P. . . der durch seine harte Behandlung mehrere Menschen getödtet hat, zu einer bloßen Geldstrafe verurtheilt. Dieß erinnert an die barbarischen Zeiten, wo das Leben eine gewisse Taxe hatte. Freylich konnte in dem vorliegenden Falle die Gröfse der Schuld nur bey dem letzten Morde ausgemittelt, und der Wille dazu dem Beklagten nicht beygemessen werden. Allein er hatte doch Gewaltthätigkeiten begangen, die Zuchthausstrafe verdienen. *)

*) Nach dem was Herr Merkel sagt (S. die Letzen S. 160.) hat der Major P. . . zur Strafe die Verwaltung seiner Güter verloren. Auch will ich ihm nicht widersprechen. Ich habe zwar das, was ich anführe, von dem Präsidenten des Criminalhofs selbst gehört; aber bald nach diesem Urtheilspruche Riga verlassen. Er kann nach meiner Abreise abgeändert worden seyn.

Bey Bedrückungen überhaupt ist der Anspruch ebenfalls gar nicht der Gerechtigkeit gemäß. Erkennt auch die Regierung den Grund der Klage an, so scheut sie sich doch, den Bauern dies zu gestehen, und verfährt dabey auf eine Weise, welche die Klagen, so gegründet sie seyn mögen, selten machen muß. Im Jahre 93. wurde ein Edelmann grofser Bedrückungen wegen verklagt. Die Regierung erkannte sie als gegründet, verwies sie aber nur im Geheim ohne Vorwissen der Bauern, und liefs den Advocaten derselben über die Grenze bringen, weil er in seinem Supplik hatte einfliefsen lassen, dafs die Leibeigenschaft nicht im Natur- sondern nur im Völkerrechte gegründet sey. *)

*) Wenn man diese Art, die Gerechtigkeit zu verwalten, selbst bey der Statthalterschaftsregierung bemerkt hat, so muß man die Beforgnis, welche man hie und da äufsern hört, und in den Briefen des Herrn Seume über die jetzige Regierung findet, dafs nach der neuen Umwandlung der Dinge in Liefland unter Paul I. der Bauer wieder in die drückendste Slaverey gerathen werde, für ganz unge-

Nur die Kronsbauern haben sich selten über Mangel an Hülfe bey Bedrückungen zu beschweren. Sie stehen fast durchaus unter Pacht, und wenn der Pächter sich anmaßt, mehr Dienste zu verlangen, als er dem Rechte nach verlangen darf, so wird er gewöhnlich durch den Cameralhof bey Strafe bedeu-
tet, von seinem Vorhaben abzustehen. Des-
wegen säumen die Kronsbauern nie ihre Klagen anzubringen. Auch haben sie in der That allein noch den Nutzen, der unmittel-
bar aus der neuen Einrichtung fließen kann. Nur sie werden zu Beysitzen in den Gerich-
ten genommen, wenn man ja Bauern dazu nimmt, und nicht andere Leute, die man bloß deswegen, weil sie von einer Nation sind, mit ihnen in eine Klasse setzt. Gleich-

gründet halten. Die Statthalterschaftsregie-
rung hat sie nicht gemindert — und viel-
leicht thut der freye Wille der Edelleute
mehr, als die Gesetze von oben herab bisher
gethan haben. Damit soll aber nicht gesagt
seyn, daß diese nichts thun könnten, son-
dern nur, daß sie anders seyn müssen, als
sie bisher gewesen sind.

wohl ist dieser Vorthail bey weitem nicht hinreichend, die neuen Auflagen gut zu machen, die um feinetwillen angeordnet scheinen. Mit der Umwälzung der gerichtlichen und Policeyverfassung in Liefland wurde nämlich da zugleich die Kopfsteuer für die Bauern eingeführt. Diese Abgabe ist keine Kleinigkeit, da sie in gleicher Grösse für den neugebornen Knaben eben sowohl, als für den erwerbenden Mann, und von dem Inhaber eines Bauerhofs auch für den Knecht und seine männlichen Kinder directe oder indirecte bezahlt werden soll. Da nun schon zuvor der Bauer größtentheils in traurigen Umständen war, so übernahmen viele Edelleute die Bezahlung der Kopfsteuer. So gut dieß an sich ist, so entsteht doch ein großer Nachtheil daraus. Denn nun können die Bauern sich über ungemessene Dienste, die sie in mancher Rücksicht nicht zu leisten brauchen, weniger beklagen. Diese werden als eine Art von Vergütung für die bezahlte Kopfsteuer angesehen; und wenn sie auch mehr als Vergütung wären, so nöthigt doch die

Schwierigkeit baares Geld zu erwerben zum Tragen des Uebermasses. Eine solche Compensation ist auf den Kronsgütern nicht einmal möglich. Da muß der Bauer ohne Ausnahme die Kopfsteuer selbst bezahlen, und wird nicht selten dadurch ins äusserste Elend an den Orten versetzt, wo er das Holz für baares Geld kaufen muß, und, der Entlegenheit der Städte wegen, die Produkte schwer zu versilbern sind. Sehr schlimm ist es daher, daß bey der Einführung jener neuen Abgabe gar keine Rücksicht auf die verschiedene Lage der Bauern genommen worden ist.

So wenig der grösste Theil von diesen, Vortheile für sich aus der Statthalterchaftsregierung fließen sah, eben so wenig konnten die Edelleute damit zufrieden seyn. Ich rede nicht von denjenigen, welche nichts für gut halten, was ihren Leidenschaften entgegen ist, sondern nur von denen, welche eine Verfassung von Seiten des allgemeinen Besten ansehen und ihre Privatneigungen bloß in so fern der Schonung würdig halten, als sie demselben keinen

Eintrag thun, und von wohl begründeten Rechten begünstiget werden. Da nun der Bauer durch die neue Einrichtung wenig oder nichts gewann, ja im Ganzen gewiss einbüßte, so konnte der Adel den Verlust, den er litt, nur durch den Gewinn aufwiegen lassen, der ihm entweder selbst oder dem Ganzen zugleich zu Theil wurde. Ob sich ein solches Gleichgewicht finde, mögen Sie aus folgenden Betrachtungen beurtheilen.

Der liefländische Adel war ehemals stolz auf seine Reinheit, und nahm nicht leicht jemand unter sich auf, der ihm nicht durch die Menge seiner Ahnen Ehre machte. Daher war nicht nur der neue Edelmann, sondern auch fast jeder aus Rußland von der liefländischen Ritterschaft ausgeschlossen. Unstreitig gieng dieser Eigensinn viel zu weit, und man konnte sich wohl gewissermaßen freuen, als er gebrochen, und durch die Statthalterchaftsregierung verordnet wurde, daß jeder Edelmann ohne Ausnahme in Liefland Güter besitzen könne, und Sitz und Stimme auf den Landtagen haben solle. Wenn aber

der Nachkomme der deutschen Ritter fragt, was für Schaden aus seinen vorigen ausschließlichen Rechte entstehe, so wird ihm dieser schwerlich anders mit Wahrheit gezeigt werden können, als dafs man ihm auf die Lästigkeit und Unrechtmäfsigkeit jedes Monopols führt, das nicht auf irgend eine Weise den Schaden wieder vergütet; und fährt er dann fort einzuwenden, dafs sonach auch der Adel überhaupt kein ausschliessendes Recht haben sollte, das Land zu besitzen, so wird man schweigen oder deraisonniren müssen, um das Monopol des Adels überhaupt gegen das Monopol eines besondern zu vertheidigen. Diefs wird noch nothwendiger werden, wenn er hinzusetzt: Ist es nicht lächerlich, dafs der Adel allein Güter besitzen soll, und dafs sich doch jeder Bürgerliche für einige hundert Thaler den Adel erkaufen kann, er wende sich nun nach Wien, um von da ein Diplom zu hohlen, oder an die Machthaber bey den Garderegimentern, um da als Sergeant einige Jahre eingeschrieben, und dann als Capitain mit den Rechten des Adels ent-

lassen zu werden? Ueberdies darf man nicht denken, als ob die Ritterschaft durch das aufgehobene Monopol im Güterbesitz bloß an der eingebildeten Ehre verloren hätte. Er wurde ihm auch durch die Concurrenz schwerer gemacht, und diese Schwierigkeit zog einen sehr reellen Verlust nach sich.

Eine zweyte Beschwerde bezieht sich auf den Verlust der gemeinschaftlichen Güter. Sie wurden eingezogen, weil, wie es hieß, aus denselben bisher die Administration des Landes bestritten worden wäre, und die Kaiserin nun selbst die Kosten davon trüge. Der angegebene Grund hatte einigen Schein, man mußte aber, um ihn wahr zu finden, dabey vergessen, daß die neue Kopfsteuer, und manche andere zugleich eingeführte Abgabe schon die neuen Ausgaben decken, daß nicht nur die ganze Ritterschaft sondern auch einzelne Edelleute, welchen die Güter um einen mäßigen Pacht überlassen wurden, Nutzen davon zogen, und daß die Gesamtheit zu mancherley übrig gebliebenen Ausgaben einen Fond brauchte. Hat man

in Rücksicht auf den zweyten Punkt gesagt, daß die Güter nicht nach Billigkeit den verarmten Edelleuten, sondern solchen in Pacht gegeben worden wären, die keiner Unterstützung bedurften, so ist die Frage: werden sie denn jetzt bloß jenen oder doch solchen gegeben, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben? Wie mancher Mann erhält auch jetzt, ohne Verdienste, oder bey schon großem Vermögen, ein Kronsgut um einen geringen Pacht, oder gar erblich! Auch hat die Krone, als sie die Güter einzog, nicht den schlechten Gebrauch als Grund angegeben, sondern zuerst den oben angeführten; und, wie ich höre, dieselben nachher der Ritterschaft sogar zurück geben wollen, wenn diese die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes ausführen könnte. Sie übergab darauf eine Deduction ihrer Rechte mit den dazu gehörigen Belegen, zu weiterer Beförderung der Regierung in Riga, und schmeichelte sich mit einer günstigen Antwort, erhielt aber statt derselben einen Verweis, daß sie es gewagt habe, sich auf Urkunden zu bezie-

hen, die doch nicht beygefügt wären. Sie erstaunte, erkundigte sich bey dem Gouverneur über die Möglichkeit einer solchen Antwort; mußte dann hören, daß der Secretair die Belege vergessen habe — und ihre Rechte aufgeben.

Ich erzähle Ihnen den Gang der Sache, wie ich sie durch einen ehemaligen Landrath erfahren habe, der sie allerdings wissen konnte, setze aber hinzu, daß andere Personen, die ebenfalls davon unterrichtet hätten seyn könnten, in ihren Aeufferungen nicht mit demselben übereinstimmten. Gesetzt aber, daß jener Hergang wirklich nicht gegründet wäre, so machten doch andere Umstände, die es unstreitig sind, die Einziehung noch schmerzlicher, als sie immer an sich seyn mußte. Die Einkünfte von den Gütern dienten allerdings zur Bestreitung der Kosten, welche durch die neue Einrichtung unnöthig wurden, aber nicht allein dazu. Auch nach dieser hat die Ritterschaft jeder Provinz vielerley Aufwand, und es hat in mancher Mühe genug gekostet, ehe er unter den verschiede-

nen Gliedern hinlänglich regulirt und beygetrieben werden konnte. Ausserdem liegt auf der Ritterschaft in Liefland die Last, die Posten zu versorgen. War sie ehemals nicht groß, so ist sie es doch in den neuern Zeiten bey der Theuerung der Fourage geworden, wie ich in meinem ersten Briefe angeführt habe. Wie gut wäre es gewesen, diese Kosten sowohl, als jene allgemeinen durch die Einkünfte der Ritterschaftsgüter zu decken? — Wenn endlich diese eingezogen, und doch die darauf haftenden Schulden von der Krone nicht übernommen wurden, so kann über ein solches Verfahren nur eine ungetheilte Stimme bey dem unpartheyischen Publicum seyn.

Der Adel litt bey der neuen Einrichtung nach dem, was ich bisher gesagt habe, einen vierfachen Verlust. Er mußte, zum Theil wenigstens, die Kopfsteuer der Bauern übertragen, das Recht des Alleinbesitzes des Landes, nebst den gemeinschaftlichen Gütern hergeben, und die darauf haftenden Schulden übernehmen. Zu diesem vierfachen Schaden wurde noch ein fünfter dadurch gesetzt, daß

bey jedem Verkaufe eines Grundstücks eine Abgabe von fünf Procent des Kaufgelds eingeführt wurde. Diese Abgabe heist Krepost, d. i. Befestigung, weil mit derselben die Krone die Versicherung des Besitzes übernimmt, und soll in dieser Rücksicht noch als eine Wohlthat angesehen werden. Was darüber gesagt werden könnte, springt von selbst in die Augen. Ich enthalte mich daher aller Anmerkung, und gehe zu einem andern Theile des Gewinns über, der aus der neuen Ordnung der Dinge für die Ritterschaft fließen soll. Ihr sind, sagt man, durch die Vermehrung der Aemter neue Nahrungsquellen geöffnet worden. Diefs ist im Allgemeinen wahr. Allein erstlich sind bey weitem nicht alle Stellen dem liefländischen Adel aufbehalten, und da zweytens dem neuen eben so gut, als dem alten die ausschliessenden ertheilt werden können, so ist für den letzten der Gewinn wirklich geringe; und er wird noch geringer dadurch, dass alle Aemter an den Aufenthalt in den Städten binden, welcher oft die Kosten des Lebensunterhalts um

viel mehr vergrößert, als der Gehalt beträgt.

Ein dritter Vorthail, um dessen willen eigentlich die ganze Verfassung umgeschmolzen wurde, soll in der bessern Verwaltung der Gerechtigkeit bestehen. Ob er wirklich erhalten worden ist, oder nicht, kann ich nicht bestimmen. Dazu gehört eine lange Erfahrung in dem Gange der Rechtshändel vor und nach der neuen Einrichtung, und diese Erfahrung habe ich nicht. Alles was ich darüber zu sagen habe, schränkt sich auf die natürlichen Folgen ein, die man mit Grund aus einer Einrichtung erwarten kann; und daraus ergiebt sich bey dem vorliegenden Gegenstande kein bestimmtes Resultat.

Man rechnet sehr oft zu den Nachtheilen, welche die neue Verfassung hat, auch dieß, daß alle drey Jahre die Richter und Beamten aufs neue gewählt werden. Und in der That macht ein steter Wechsel in den Aemtern und die Anstellung eines neuen Personale, den ordentlichen Gang der Geschäfte schwierig. Allein ein so starker Wechsel als man

sich bisweilen vorstellt, ist bisher nicht eingetreten, und wird auch ins künftige schwerlich eintreten. Wer in einer Zeit von drey Jahren sich nicht unfähig oder unredlich gezeigt hat, wird gewöhnlich wieder aufs neue gewählt, so, daß die Veränderungen nicht viel stärker sind, als sie auch in andern Ländern durch Avancement Statt finden. Und gesetzt, sie wären etwas stärker, so ist doch in meinen Augen der Vortheil, der fürs Ganze aus der dreyjährigen Wahl entsteht, überwiegend. Ist es nicht traurig, wenn ein einziger Misgriff in Besetzung einer Stelle zwanzig, dreyßig Jahre und noch länger eine schlechte Verwaltung derselben herbeyführt? Und ist die mögliche Uebergang bey einer neuen Wahl nicht oft hinlänglich, schlafende Kräfte zu wecken, erschlaffende zu stärken, und wankende Redlichkeit zu stützen? Mir ist es merkwürdig gewesen, daß eine Monarchin vom Throne herab, und die Repräsentanten des französischen Volks in einem und eben demselben Jahrzehend zur Verbesserung der Gerechtigkeitspflege eine dreyjährige

Wahl der Beamten eingeführt haben; und dieses Zusammentreffen hat mich nicht wenig in meinem Glauben bestärkt.

Ein anderes Mittel zur prompten und wahren Rechtspflege soll in dem Aufseher liegen, der bey jedem Gerichte unter dem Namen von Procureur oder Anwald angestellt ist, und nicht nur darauf sehen soll, ob stets zu gehöriger Zeit zu Gerichte geseßen, und keine Sache über die Gebühr aufgehalten wird, sondern auch, ob recht gerichtet worden ist. Wenn aber diese Procureure den Liefländern ein Dorn im Auge sind, so ist es wohl möglich, daß sie es nicht deswegen sind, weil sie der Ungerechtigkeit Einhalt thun, sondern weil sie oft den Gang der Gerechtigkeit hindern. Gerade sie, die mehr Einfluß auf die Geschäfte haben können, als ein einzelner Beysitzer, werden nicht von dem Adel alle drey Jahre gewählt, sondern von der Krone auf Zeitlebens angestellt, und sind nicht etwa gewöhnlich Männer, welche durch vorzügliche Kenntniß der Gesetze sich zu einem solchen Amte qualificiren, sondern ver-

abschiedete Officiere. Diefs führt mich zu einem Hauptpunkte, über welchen bey der neuen Einrichtung der Gerechtigkeitspflege so oft in Liefand geklagt wird.

Die Gerichtsstellen mußten ehemals hauptsächlich mit Männern besetzt werden, welche studirt hatten — und jetzt sollen sie größtentheils mit gewesenen Officieren besetzt werden. Richtet man sich nach dieser Verordnung nicht genau, so ist doch voraus zu sehen, daß man künftig wenig Männer haben wird, welche sich durch Kenntniß der Gesetze hinlänglich zu einem Richteramte qualificiren. Da der Weg durch die Armee zu einem adlichen Richteramte viel leichter und viel wohlfeiler ist, als der durch die Universitäten; so fürchtete man gleich Anfangs, daß der letzte Weg immer weniger eingeschlagen werden würde; und diese Furcht ist nur zu gegründet gewesen. Die Scheu vor dem Studiren ist seit der neuen Ordnung der Dinge schon sehr groß geworden, und geht sie in eben dem Maße fort, so werden die Gerichte einst schlecht besetzt

seyn. Der Mangel einer gründlichen Rechtskenntniß ist schon im eigentlichen Rußland ein Uebel; er ist aber ein viel größeres für Liefland, wo das deutsche Recht und zur endlichen Hülfe auch das römische gilt. Schlägt man also auch die guten Folgen der dreyjährigen Wahlen sehr hoch an, so bleibt es doch zweifelhaft, ob die Gerechtigkeitspflege durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen, oder verloren hat. Wenn übrigens der General P. . . ein guter Beobachter und gerader Mann, unlängst behauptete, daß er in keiner der achtzehn Provinzen Rußlands wo er sich aufgehalten hatte, den Gang der Gerechtigkeit so gut als in Liefland gefunden habe, so läßt dieser Ausspruch vermuthen, daß der herrschende Geist in Liefland, in Beziehung auf die Gerechtigkeit, auch vor der neuen Einrichtung nicht ganz schlecht gewesen seyn muß. *) Der Geist läßt sich durch

*) Dieß scheint der obigen Aeußerung über das Verfahren der Gerichte bey den Klagen der Bauern gegen ihre Herrn zu widersprechen; es scheint aber nur so. Leider wer-

eine neue Verfassung nicht sogleich umwandeln, wie schon an sich klar ist, und jener Ausspruch noch mit einem Beyspiele belegt.

Von andern Vorthailen, welche der Adel im russischen Reiche überhaupt durch die neue Verfassung gewonnen hat, ist für den in Liefland nur noch der schon angeführte Vorzug vor dem bürgerlichen Stande bey den Strafen, und das allgemeine Gesetz zu rechnen, nach welchem in keinem Falle das Vermögen confiscirt wird. Wie hoch eine solche Milde bey Verbrechen zu schätzen sey, überlasse ich Ihrer eignen Beurtheilung. Dagegen führe ich noch an, daß überhaupt die Lage des russischen und liefländischen Adels bey der Einführung der neuen Verfassung

den die Grundsätze der Gerechtigkeit selbst von Personen, die im Ganzen wohl denken, auf die Leibeignen nur unvollkommen angewandt — und dieß ist natürlich. Das erste Recht des Menschen ist die persönliche Freyheit. Ist dieses selbst nach positiven Gesetzen nicht zu achten, so ist es consequent, auch in andern Rechten bey den Leibeignen eine Ausnahme gelten zu lassen.

ganz verschieden war. Der eine bekam neue Rechte, ohne etwas an seinen alten zu verlieren, und ohne belastet zu werden; der andere wurde in den seinigen eingeschränkt und mußte die, welche er erhielt, mit neuen Abgaben erkaufen. An und für sich konnte daher die neue Ordnung der Dinge der Ritterschaft in Liefland nicht gefallen, sondern nur aus dem Gesichtspunkte, daß dem Besten des ganzen Reichs ein Opfer zu bringen sey. Und selbst bey diesem Gesichtspunkte kommt es darauf an zu beweisen, daß durch die Einheit des Ganges der Geschäfte im ganzen russischen Reiche große Nachtheile verhütet werden; daß nach der neuen Einrichtung wirklich Gleichheit der Abgaben im ganzen Reiche Statt findet; daß das Beste desselben eine solche Gleichheit nothwendig macht; und daß endlich weder alte Verträge noch neue Versprechungen verbindlich sind, wenn das Beste des Ganzen darunter leidet. Wie schwer würde es aber seyn, nur für einen einzigen dieser Punkte die Zustimmung aller verständigen Menschen zu erhalten?

Ob die Städte in Liefland durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen oder verloren haben, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Manche hat allerdings nicht nur eine freyere Verfassung, sondern auch zu ihren Ausgaben Einkünfte von der Krone erhalten. Nur muß dabey nicht vergessen werden, daß diese auch neue Abgaben dafür einführte, die Kopfsteuer für die niedrigste Klasse der Bürger, die Vermögenssteuer für die übrigen, und für alle, die oben angeführte Abgabe bey dem Verkaufe der liegenden Gründe. Was ferner Riga betrifft, die hauptsächlich die Aufmerksamkeit an sich zieht, so hat sie sowohl in ihren Finanzen als in ihren Rechten unstreitig verloren.

Gemeingüter sind ihr zwar nicht, wie dem Adel, entzogen, aber ihre öffentlichen Lasten, zum Theil wenigstens, vermehrt worden. Fällt Ihnen hierbey vielleicht der Einwurf ein, daß doch die Befoldungen der Magistratspersonen herabgesetzt worden seyn, so muß ich Ihnen dagegen sagen, daß das Personale der Stadtbeamten um vieles vergrößert

worden ist, besonders bey der Polizey. Diese kostet der Stadt jetzt gegen vierzig tausend Albertsthaler, d. h. zehnmal mehr als sonst, und gleichwohl ist sie der Stadtobrigkeit fast gänzlich entzogen. Dafs die Polizey durch diese Vermehrung der Ausgaben und durch Aenderung des Personale wirklich gewonnen habe, läugnen die Bürger in Riga schlechterdings; und in der That sind während meines Aufenthalts daselbst unentdeckte Diebstähle in ziemlicher Menge verübt worden. Denken Sie auch nicht etwa, als ob die öffentlichen Ausgaben die einzelnen Bürger der ihrigen zum Theil überhöben, und z. B. die für die Reinigung der Strassen in sich begriffen. Im Gegentheile ist diese in Riga für jeden Hausbesitzer kostspieliger, als vielleicht irgendwo. Ein Haus von mässiger Breite zieht in dieser Rücksicht leicht einen Aufwand von zwanzig bis dreyssig Thalern nach sich, wenn während des Winters viel Schnee, und nach demselben viel Eis aus der Stadt zu schaffen ist. Doch diess im Vorbeygehen. Ich komme auf die öffentlichen Lasten zurück. Sie

würden wenig gefühlt worden seyn, wenn nicht das Stadtvermögen durch den Dünabau und die verminderte Zolleinnahme sehr geschwächt gewesen wäre. So aber zogen sie manche Verlegenheit nach sich; und das Misvergnügen darüber wurde noch durch verschiedene Vorfälle vergrößert, wovon ich ihrer zwey anführen will, die zugleich den Verlust von Rechten beweisen.

Es war bey der alten Stadtverfassung Observanz, daß jeder Bürger, der die Handlung und die Stadt verließ, den zehnten Theil seines aus der Circulation gezogenen Geldes an die Stadtkasse entrichtete. Als sich nun nach der neuen Einrichtung ein gewesener Kaufmann über diese Abgabe beschwerte, und die Sache vor den Senat kam, wurde sie dahin entschieden, daß die Stadt zwar kein Recht habe, eine solche Abgabe zu fordern, die Summe aber, welche einmal gegeben sey, der Krone zufallen solle. Eine solche Entscheidung würde in jeder Stadt Misvergnügen erregt haben, wie viel mehr mußte sie es in derjenigen, wo man wegen der Ausgaben in Ver-

legenheit war, und nicht den geringsten Antheil an den Schenkungen hatte, welche die Krone so vielen Städten zur Bestreitung ihrer Ausgaben hatte zufließen lassen? — Ferner, die Stadt wollte das Haus wieder verkaufen, das ihr der Etatsrath D. . . gewissermassen aufgedrungen hatte. Sie gebrauchte es zu nichts, als zur Aufnahme hoher Fremden; und gastfrey darf man doch nicht seyn, wenn man den nothwendigen Bedürfnissen kaum abzu- helfen weis. So dachte aber der Gouvernementsprocureur nicht. Acquiriren darf die Stadt wohl, sagte er, aber nicht veräußern. Dieser Grundsatz, der selbst für fruchttragende Güter nur mit Einschränkung seine Richtigkeit hat, war doch gewiss nicht auf ein entbehrliches und kostenerregendes Grundstück anzuwenden. Auch würden vor der neuen Einrichtung dem Stadtrathe die Hände in einer so billigen Sache nicht gebunden gewesen seyn. Er hatte zwar nicht das widersinnige Privilegium, gar keine Rechnung von der Verwaltung des Stadtvermögens abzulegen. Aber die Regierung mischte sich

doch nicht in dieselbe unmittelbar; und die Deputirten der Bürgerschaft, welchen von Zeit zu Zeit Rechenschaft abgelegt werden mußte, würden sich wohl gehütet haben, gegen eine so vernünftige Mafsregel Ausstellungen zu machen. Ueberhaupt ist die starke Einmischung der Regierung in die Verwaltung des Stadtvermögens eine Ursache zu vielen Unbequemlichkeiten. Wie viel Erläuterungen sind nicht jetzt über Gegenstände nöthig, die zuvor mit einem Blicke übersehen wurden. Zu Deputirten der Bürgerschaft wurden solche Männer genommen, welche die Bedürfnisse der Stadt kannten, bey den Gliedern der Regierung hingegen wird auf diese Kenntniß gar nicht gesehen. Ueberdies kommt das Interesse der Krone mit dem der Stadt, zu oft in Collision, als dafs es gut seyn könne, dieß doppelte Interesse unter eine Oberinspection zu setzen, die im Grunde nur auf den Vortheil der Krone sieht. Der unredliche Aufseher kann leicht Chicanen machen, wenn er nicht wohl will, und der redliche ist in Gefahr, mehr als seine

Pflicht thun zu wollen, und Plusmacher zu werden. Zur Belegung des letzten Punkts mag folgendes Beyspiel dienen. Die, bey den Hanfmagazinen verordneten Feuerwachen, wovon die Stadt drey Viertel der Kosten tragen muß, waren schon längst von 90 auf 19 Mann reducirt, als der Vicegouverneur C. . . noch den ganzen Beytrag der Stadt erhob, und den Ueberschuß der Einnahme zum Vortheil der Krone berechnete. Wurde dieser Misbrauch endlich abgestellt, so geschah es nur durch Vermittelung des Generalgouverneurs, Fürsten Repnin, der auf die Einwendung des Vicegouverneurs, daß er eine Sparkasse errichte, um die etwanigen Defekte zu decken, antwortete, die Stadt werde ihre Sparkasse für sich selbst und nicht für die Krone anlegen, überdieß sey es billig, daß sie eine Ausgabe besorge, wozu sie den größern Theil geben müsse. Wäre er auch Plusmacher gewesen, so würde die Stadt nirgends Hülfe gefunden haben; und für das Vergangene hatte sie doch keine Entschädigung. Was einmal in die Kronskasse geflossen ist,

das ist ihr nicht wieder zu entreißen. Dieß erfuhr die Stadt auch bey einer andern Gelegenheit. Sie mußte zu dem neuen Hafenbau in Dünamünde den dritten Theil der Kosten beytragen. Als nun der letzte Türkenkrieg ausbrach, blieb der Bau einstweilen liegen, die Stadt aber wurde von dem Cameralhofs angehalten, immer noch zum Baue die Summe herzugeben, die sie sonst gegeben hatte. Sie wandte sich deswegen an den Senat, und wurde von der aufgelegten Last befreyt. Unterdeffen waren schon 25000 Albertsthaler bezahlt worden. Die Stadt forderte sie nach Austrag der Sache zurück, wurde aber damit abgewiesen, daß die Kronskasse nicht wieder herausgeben könne, was bey ihr eingegangen sey.

Außer der Vermehrung der besondern und öffentlichen Lasten, ist, um auf den letzten Hauptpunkt zurück zu kommen, in Riga auch der Verlust des Rechts, das Stadtvermögen ohne Controlle von Seiten der Krone zu verwalten, ein Gegenstand des Misvergnügens. Hat man es als einseitig vorzustellen gesucht,

und gesagt: die höhere Controlle sey sehr nothwendig gewesen, indem die Deputirten der Bürgerschaft die Rechnungen gar nicht so gut defektirt hätten, als es jetzt geschehe; so habe ich doch nirgends diese Behauptung mit Thatfachen hinlänglich unterstützt gefunden, und einsichtsvolle Männer, deren Redlichkeit ich auf keine Weise in Zweifel ziehen kann, wenn ich nicht an aller Redlichkeit zweifeln soll, haben mir jene Einwendung als durchaus unstatthaft vorgestellt, Nur eine Art von Ausgaben könnte in meinen Augen von zweifelhafter Rechtmässigkeit seyn, die nämlich, welche auf Schleichwegen um Abwendung schon vorhandener, oder gefürchteter Uebel gemacht wurden. Dahin gehört eine grosse Summe, die unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth bezahlt worden seyn soll, damit nicht ein Großer den Alleinhandel mit Leinsaamen an sich reisse. Solche Ausgaben können allerdings jetzt nicht Statt haben, aber Entschuldigung für die vergangene Zeit müssen sie doch finden; und schlimm ist es immer für die Stadt, daß sie

gar nicht in Rechnung gebracht werden dürfen — wenn einmal selbst die billigsten Dinge ohne Geld nicht durchzusetzen sind.

Auch in der Gerechtigkeitspflege hat die Stadt ein ansehnliches Vorrecht verloren. Von den Aussprüchen ihres Magistrats gieng ehemals gleich die Appellation an den höchsten Gerichtshof, und jetzt sind noch zwey Zwischengerichte, von denen wenigstens eines nicht mit Bürgern besetzt ist. Dadurch ist das Ansehen des Magistrats gar sehr herabgesetzt; und diese Herabsetzung empfinden nicht nur diejenigen übel, welche entweder wirklich in den Gerichten sitzen, oder Anspruch auf eine Stelle in denselben haben, sondern auch selbst viele von den übrigen Bürgern. Jedes Glied einer Gemeinde amalgamirt sich leicht mit den obrigkeitlichen Personen, die aus derselben genommen werden. Es wird ferner durch die Vervielfältigung der Instanzen der Gang der Gerechtigkeit aufgehalten. Und kann man dagegen im Allgemeinen behaupten, daß eben die Vervielfältigung der Gerichtsstufen eine Un-

gerechtigkeit schwerer mache, so zweifle ich sehr, daß dieser Vorthail durch die neue Verfassung erhalten worden sey. Man liest zwar in manchem Buche die Behauptung, daß der rigische Magistrat ehemals sehr willkürlich verfahren habe. Da ich sie aber nirgends mit Beyspielen der neuern Zeit belegt, und in Riga selbst auch nicht einen Mann gefunden habe, der mir die fehlenden Beyspiele geliefert hätte. Da ferner in der Regel ein niedres Gericht nicht so leicht willkührliche Ausprüche wagt, als ein solches, das aus Männern von hohen Range besteht; so muß ich jene Bücherklage auf die Gefahr, für einen Aristocraten zu gelten, für ungegründet erklären. Daß ich übrigens unpartheyisch bin, werde ich Ihnen nicht nur nachher durch Aufführung anderer Klagen über den ehemaligen Aristocratismus in Riga, sondern auch jetzt dadurch bewähren, daß ich Ihnen hier meinen Glauben an die Güte der dreyjährigen Wahlen wiederhole, ob sie gleich vielen guten und verständigen Männern in Riga ein Dorn im Auge sind. Dage-

gen muß ich diesen beystimmen, wenn sie die in der neuen Verfassung bestimmte Qualität der Wahlfähigen zu Stadtämtern nicht durchaus für hinlänglich halten. Sie schließt den eigentlichen Gelehrten, wenn nicht ausdrücklich, doch der That nach, von den Stadtämtern aus. Nur Bürger, die eine gewisse Vermögenssteuer bezahlen, sind wählbar, und diese Vermögenssteuer können Gelehrte, bey der Ungewissheit gewählt zu werden, und bey der geringen Befoldung, welche den neuen Magistratsgliedern verwilligt sind, nicht wagen. Diese Ausschließung der Gelehrten von den Gerichtsstellen war besonders im Anfange der neuen Verfassung ein Gegenstand des Misvergnügens. Unter den neuen Richtern war nicht einer, der die Gesetze hinlänglich verstanden hätte. Die Hauptsache beruhte nun auf den Secretären, und selbst von diesen giengen viele ab, weil sie nicht unter dem neuen Magistrate stehen wollten. So mußte der Gang der Rechtspflege nothwendig leiden. Nach und nach wurde er zwar ordentlicher. Viele von den Rich-

tern erlangten durch die Routine eine gewisse Fertigkeit sowohl in der Anwendung der Gesetze, als in dem Vortrage. Allein dadurch ist dem Mangel der Rechtsgelehrten doch nicht ganz abgeholfen; und überdieß sind mit der neuen Verfassung noch andere Nachtheile verbunden, die sich immer mehr zeigten, und das Misvergnügen unterhielten. Viele Kaufleute können wohl, während sie zu Rathe sitzen, ihre Handelsgeschäfte betreiben lassen, andere hingegen sind durch ihre Abwesenheit allerdings in Gefahr Schaden zu leiden, und doch gezwungen, die angetragenen Stellen anzunehmen. Wenn man übrigens glauben sollte, daß die Bürger in den Würden, die sie erhalten, oder doch in der Theilnahme an der Wahl zu denselben Entschädigung für ihren Verlust, und sich selbst geschmeichelt finden würden: so sieht man doch wenig Spuren von dieser vermutheten Wirkung der neuen Stadtordnung, und zwar aus mehr als einem Grunde. Jeder Bürger, wes Standes er auch sey, kann sich durch die bloße Vermögenssteuer in die höhern

Klassen versetzen, und dadurch einen gewissen Antheil an der Regierung der Stadt erlangen. Allein mancher Handwerker, der, in der Hoffnung zu den höhern Aemtern, sich Anfangs in die Kaufmannsgilden einschreiben liefs, sah sich bald in seiner Hoffnung getäuscht; und wenn der Handwerker, selbst als solcher, gewisse Aemter erlangen kann, so erhält er dadurch nicht mehr als er auch ehemals erhalten konnte. Sind ferner für die Kaufleute wirklich mehr Würden da, als zuvor, so geben sie dagegen, theils weil sie gemein, theils weil sie nicht mehr mit den ehemaligen Vorzügen verbunden sind, gar nicht das Ansehen, das sie sonst gegeben hatten, und worauf auch der ausgezeichnete Kaufmann bey der alten Einrichtung Anspruch machen konnte. Endlich ist eine gewisse Gleichmachung nicht nur den Bürgern aus den höhern Klassen, sondern auch denen aus den niedrigern zuwider. Denn wenn sie höher steigen können, so werden sie dagegen in ihren Augen wirklich herabgesetzt. Die neue Einrichtung gab auch den freyen

Letten und Russen das Recht, Bürger in Riga zu werden. Diefs ist ein Greuel für viele Deutsche. Auch nach einer Unterwürfigkeit unter dem russischen Scepter von beynahe achtzig Jahren, scheinen die Deutschen noch lebhaft an jene Zeit zu denken, wo in dem schwedischen Landrechte schlechterdings verboten war, Moscoviten zu dulden; und die Letten werden sogar von den niedern Ständen, fast wie die Juden bey uns, als ein verworfenes Volk angesehen. Der Aufruhr der Handwerksgefallen im Jahre 91. hatte seinen Ursprung darin, daß die Mauerergefellen einen Genossen nicht unter sich leiden wollten, weil er eine leibeigne Lettin geheirathet hatte. Ja selbst diejenigen Letten, welche der Freyheit genießen, theilen gewissermassen den Charakter der Slaverey, die über den grössten Theil ihrer Landsleute verhängt worden ist. Als einst die Tochter eines freyen Letten einen Arzt heirathete, so wurde diesem die Wahl sehr verdacht. Sie ist zwar sehr hübsch, hat Verstand, Talente, auch einiges Vermögen, und ist immer in guten Rufe ge-

wesen, hörte ich eine sonst verständige und gute Person sagen — aber sie ist doch eine Lettin, und Unterschied der Stände muß seyn. Bey diesem Hange Russen und Letten im Ganzen gering zu schätzen, war es natürlich, daß die deutschen Bürger dieselben ungern unter sich aufnahmen. Auch wehrten sie sich so lange, als nur der kaiserliche Befehl zulassen wollte. Es ist in demselben festgesetzt, daß die Handwerker keinem Russen das Meisterrecht verfagen sollen, der ordentlich gelernt hat. Da nun ehemals die Innungen in Rußland gar nicht so eingerichtet waren, wie bey uns, so fehlte es nicht an Ausstellungen gegen die Zunftmäßigkeit jedes Russen, der sich meldete. Aber sie haben, so viel ich weiß, nichts geholfen. Eben weil die Zünfte vor der neuen Einrichtung noch nicht da waren, so sagte die Regierung, könne auch in den ersten Jahren auf die Zunftmäßigkeit nicht Rücksicht genommen werden. Und ließen sich gegen eine solche Erklärung sehr gegründete Einwürfe machen, da schwere Strafe auf die Erweiterung eines

Gesetzes steht, so war es doch vielleicht rathfamer, sich der Gewalt zu unterwerfen. Wenigstens ist mir nicht bekannt, daß in dem Falle, wo die Sache zuerst zur Sprache kam, das Schusterhandwerk seine Beschwerden bey dem Senate anzubringen gewagt habe.

Bey der Kaufmannschaft erregte die neue Ordnung der Dinge noch mehr Unwillen. Nach derselben ist es gar nicht nothwendig, die Kaufmannschaft gelernt zu haben, um irgend einen Zweig des Handels zu treiben. Wer eine gewisse Vermögenssteuer erlegt, muß in jeder Gilde aufgenommen werden. Dieß, sagt man, hat manchen Nachtheil. Wird der Handel zu gemein, so giebt er schwerlich allen denen, die ihn treiben, Brod. Ueberdieß läßt sich derjenige, welcher entweder keinen, oder einen nur sehr unvollkommenen Begriff von den Handlungsgeschäften hat, leicht verleiten, durch geringe Preise den andern, welche das Ganze mehr übersehen, und deswegen nicht schleudern können, ohne einen gewissen Ruin voraus zu sehen, einen oft unerfetzlichen Schaden zuzu-

fügen, zumal wenn er sich, wie man von den Russen sagt, aus einem Bankrot wenig macht. Endlich hatten diejenigen, welche schon vor der neuen Einrichtung für große Kaufleute galten, ohne rigische Bürger zu seyn, sich durch ihr Benehmen bey der Stadt in schlechten Credit gesetzt. Einer von ihnen hat nicht nur, wie ich schon angeführt habe, die Stadt gezwungen 40,000 Albertsthaler zu Erbauung der Hanfmagazine unbilliger Weise herzugeben, sondern auch die Schifffahrt auf der Düna erschwert, indem er vorgab, sie zu erleichtern. Er hatte sich nämlich anheischig gemacht, die Felsen zu sprengen, über welche nur bey hohem Wasser zu fahren war, aber nur diejenigen gesprengt, die durch ihre Hervorragung nicht gefährlich waren, und nun gefährlich wurden; gleichwohl für diese schädliche Operation ein Zollrecht an jenen gefährlichen Stellen erhalten. Eben derselbe hat mit einem andern, der die Fabrication des Kunzischen Balsams an sich riß, bey dem Dünabau die Stadt in großen Schaden gebracht. Unter diesen Umständen

war es nicht zu verwundern, wenn die rigische Kaufmannschaft ungern Russen unter sich aufnahm. Auch hat sich die Furcht vor denselben schon gewissermassen bestätigt. Ein grosser Theil der russischen Kaufleute in Riga treibt jetzt ein eigenes Gewerbe mit seinem Handlungsrechte, ohne das geringste zu thun. Da nämlich viele Bauern von ihren Herrn die Erlaubniss erhalten, Gewerbe nach Gefallen zu treiben, und sie doch, als Leibeigene, nicht Bürger werden können; so handeln sie unter dem Namen eines andern, und bezahlen ihm für diese Erlaubniss jährlich eine gewisse Summe. So sitzen in der Stadt oder ziehen auf dem Lande herum zehn, zwanzig Krämer, im Namen eines einzigen Kaufmanns, der es selbst nur dem Namen nach ist, betrügen die Krone, und bringen um den rechtmässigen Gewinn den Kaufmann, der Abgaben entrichtet.

Wenn endlich die höhern Klassen der Bürger durch die neue Stadtordnung von Leibesstrafen frey sind, so ist dagegen für die niedern die Stockstrafe eingeführt, welche

man ehemals in Riga so wenig als an vielen Orten Deutschlands kannte. Ich weiß wohl, daß diese Strafart von verständigen Männern in Schutz genommen wird; und es läßt sich auch manches zur Rechtfertigung derselben sagen. Aber so viel ist doch wenigstens gewiß, daß sie für diejenigen, welche nicht daran gewöhnt waren, immer eine empfindliche Herabsetzung bleiben wird, und daß man auf alle Fälle sparsam damit seyn muß, wenn man das so wohlthätige Ehr- und Freyheitsgefühl nicht zerknicken will. Auch weiß ich in der That kein Beyspiel in Riga von Verletzung desselben nach richterlichen Aussprüchen. Das aber, was ich von dem Verfahren des Generalgouverneurs gegen die Uebersetzer angeführt habe, ist in meinen Augen eine Folge von jener neuen Einrichtung. Ist einmal der Stock für die Bürger eingeführt, so ist es nicht zu verwundern, wenn ein Gouverneur, der als General so leicht über die Rücken der Soldaten gebietet, ein gleiches Recht über die Rücken der Bürger ausüben zu können glaubt. Und

bey solchen Gelegenheiten muß man wohl eine Verfassung zurückwünschen, wo er auch nicht einmal einen Schein von Recht zu einer solchen Behandlung gehabt hätte.

Ich habe Ihnen, theurer Freund, die Gründe angegeben, warum man mit der neuen Ordnung der Dinge in Riga nicht ganz zufrieden ist, und nicht zufrieden seyn kann. Sowohl die Gesamtheit der Stadt als jede Klasse der Bürger verlor ansehnliche Rechte und Freyheiten, und mußte überdiess neue Ausgaben bestreiten, neue Abgaben erlegen. Daher ich nicht begreife, wie mancher Schriftsteller behaupten kann, die anfängliche Unzufriedenheit über die neue Ordnung der Dinge sey im Ganzen verschwunden, und schränke sich nur auf die kleinen Cirkel der Aristocraten ein. Außerdem möchte ich wohl wissen, was denn die Beschuldigung des Aristocratismus in den Augen der Männer sagen wolle, welche Rußlands Verfassung unbedingt loben? Ist denn diese democratisch? Hat nicht der russische Adel noch solche Vorrechte, die er dem Gesetze nach in wenigen

Staaten hat? Kommt es nicht bey der Wahlfähigkeit zu Aemtern in den Städten größtentheils auf Geld an? Erlaubt denn die Leibeigenschaft der Bauern den Gedanken an eine demokratische Verfassung? Und ist es zu verwundern, daß, wenn einmal grofse Vorrechte für gewisse Stände bestimmt sind, keiner sich diejenigen will rauben lassen, die er seit langer Zeit besessen, und vom Throne herab bestätigt erhalten hat? — Wenn Sie übrigens aus der vorigen Darstellung der hauptsächlichsten Klagpunkte der Stadt Riga auf der einen Seite hinlänglich gesehen haben werden, daß sie nicht alle aristocratischer Art sind, so werden Sie mir auch auf der andern Seite zutrauen, daß ich sie nicht alle billige. Schon der Ton, mit dem ich von der Verachtung der freyen Letten gesprochen habe, muß Sie überzeugt haben, daß sie mir in hohem Grade zuwider ist; und in Rücksicht auf die Russen setze ich noch hinzu, daß ich die Aufnahme derselben unter die rigischen Bürger sehr billig finde. Kein Staatsbürger muß deswegen, weil er zu dieser oder jener

Nation gehört, verhindert werden, ein Stadtbürger zu werden; aber gewissen Bedingungen kann die Aufnahme unter denselben unterworfen werden. Und wenn durch die neue Ordnung im eigentlichen Rußland Handwerksinnungen eingeführt wurden, so sehe ich in der That nicht, warum die Kramerinnung, die in Riga vorhanden war, aufgehoben werden mußte, es sey denn, daß weniger Kenntnisse zur ordentlichen Handlung als zum Schusterhandwerke erfordert werden. *)

Nun habe ich noch die Vorwürfe zu berühren, die man dem alten Magistrate macht. Daß er in den neuern Zeiten unrecht gerichtet, oder das Vermögen der Stadt in seinen Nutzen verwandt habe, davon ist mir kein

*) Vor der neuen Stadtordnung waren im eigentlichen Rußland keine Handwerksinnungen. Die Einführung derselben lobt Herr Hupel (S. Verf. d. St. Th. I. S. 490.) Warum sollen es denn nur Aristocraten seyn die nach S. 488. über die neuen Einrichtungen klagen, da doch durch diese für die Kaufleute gerade die Ordnung abgeschafft worden ist, die er für die Handwerker als weise preist?

Beyspiel bekannt worden. Ia ich habe darüber auch nicht einmal Klagen im Allgemeinen gehört. Sie betrafen nur eine gewisse Art von Nepotismus, und einen ziemlichen Grad von Stolz. Auch mögen sie wohl ihren guten Grund gehabt haben. Die Gunst bey den Wahlen ist zu natürlich, als dafs sie in Riga nicht eben so gut als an andern Orten sollte Statt gefunden haben. Eben deswegen bin ich für die freyern und dreyjährigen Wahlen, die in der neuen Ordnung bestimmt sind. Der Vorwurf des Stolzes kann wohl ebenfalls nicht ganz abgelehnt werden. Man führt zum Beweise mehrere Züge an, die allerdings stark sind, und die ich Ihnen mittheilen will, damit sie meine Unpartheylichkeit sehen.

Die Bürgermeister und Rathsherren hatten keinen von der Regierung bestimmten Rang, setzten aber doch denselben sehr hoch an, indem sie ihn nach dem Einflusse in die Geschäfte maassen. Daher einst ein Bürgermeister bey einem Begräbnisse dem Collegienrath D. . . den Rang streitig gemacht, und da-

durch diesen bewogen haben soll, bey der nachherigen Einrichtung des Zollwesens gegen die Stadt nicht nur ohne Schonung, sondern sogar mit Erbitterung zu verfahren. Will man das Betragen eines einzelnen Mannes nicht als Regel gelten lassen, so muß man die allgemeine Behauptung hören, daß ehemals alle niedern und mittlern Kronsbeamte unter einer Art von Verdammung geseufzt hätten, und für halb unehrlich gehalten worden wären. Sind diese Ausdrücke zu stark, so ist doch nach dem Tone zu urtheilen, den ich selbst noch bisweilen gefunden habe, allerdings zu glauben, daß die Stadtämter für weit ansehnlicher gehalten wurden, als die meisten Kronsämter. Dieser Stolz, sagt man ferner, verleitete nicht selten theils die Machthaber, gegen die Untergebenen zu einem Betragen, das man sich jetzt nicht gern mehr von einem sehr großen Herrn gefallen läßt, theils die Untergebenen zu einer unleidlichen Kriecherey. Die Lehrer an dem Stadtgymnasium sollen von manchem Bürgermeister mit Er tractirt worden seyn, und

die Geistlichen eine niedrige Aufmerksamkeit auf den Unterschied des Standes da bezeugt haben, wo keiner gelten kann. Wurde bey der Communion das Lied gesungen: Schmücke dich, o liebe Seele etc. so konnte man sicher rechnen, daß ein Glied des Magistrats so sanft zum Tische des Herrn eingeladen wurde — denn sonst hieß es gewöhnlich: Kommt verdamnte Adamskinder etc. Dieser Beleg zu der Kriecherey der Geistlichkeit und dem Stolze der Obern, mag wohl nur von einem lustigen Kopfe erfunden worden seyn; aber die angeführte Behandlung der Schullehrer habe ich von zu sicherer Hand, als daß ich daran zweifeln könnte; und sie ist in der That sehr abstechend, gegen das Betragen des Gouverneurs Bechluschef, der die Lehrer nicht selten, vom untersten bis zum obersten, zu Tische bath. Ia selbst gegen Handwerker bewies er große Humanität, wenigstens im Aeufsern. Als derselbe einst bey den Wahlen einen Bäcker fragte, wer Er wäre, und dieser meinte, daß er wohl nicht von der Kaiserin zum Wahlrechte berufen

sey, um so benannt zu werden, lenkte der Gouverneur ein, und sagte: Sie haben Recht.

Eine gewisse Demüthigung mochte wohl der vorige Magistrat zum Theil verdienen. Ich sage zum Theil, denn nach der Bekanntschaft, die ich mit mehrern ehemaligen Mitgliedern des Magistrats habe, ist es mir gewiss, daß sich nicht alle ohne Unterschied, des Stolzes schuldig gemacht haben. Wäre er aber auch allgemein gewesen, so läßt sich wohl schwerlich begreifen, daß deswegen die ganze Verfassung habe umgeschaffen werden müssen, oder behaupten, daß die neue durchaus besser als die alte sey.

Ende der ersten Sammlung.



Bernhardi, Ambrosius Bethmann

Züge zu einem Gemählde des Russischen Reichs unter der Regierung von
Catharina II gesammelt bey einem vieljährigen Aufenthalte in demselben ;
In vertrauten Briefen
Bd.: 1

[S.l.] (1798)

Russ. 177-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10783647-6

VD18 80270190-001